


ANNI WOLFF



**SCHLIESSLICH
WAREN WIR ALLE
JUNG UND
LEBENSLUSTIG**

**ERINNERUNGEN:
VON BERLIN NACH ISRAEL**

SCHRIFTENREIHE WEDDING BAND 6

MACKENSEN

Das Foto auf dem Umschlag zeigt Anni Wolff mit ihrer Mutter, ca. 1930

(c) 1993 Verlag der Buchhandlung Mackensen
Utrechter Straße 41
13347 Berlin
Redaktionelle Bearbeitung: Walther Willmer
Technische Unterstützung: Susanne Thoma
Umschlaggestaltung: DinAzwei
Druck: Theta
ISBN 3-926535-46-6

INHALT

Herbert Scherer

ANNI WOLFF, DIE ISRAELIN

s. 5

Anni Wolff

**SCHLIESSLICH WAREN WIR ALLE
JUNG UND LEBENSLUSTIG**

Erinnerungen: Von Berlin nach Israel

s. 9

Gerd E. Höhne

HUNDERT JAHRE UNTER EINEM HUT

s. 45

ZU DEN AUTOREN

S. 60

HERBERT SCHERER

ANNI WOLFF, DIE ISRAELIN

Die persönliche Lebensgeschichte jedes Menschen ist mit den Ereignissen verknüpft, die die 'große Geschichte' ausmachen und später in den Geschichtsbüchern Erwähnung finden werden. Aber es gibt kaum ein Land in der Welt, wo diese Verknüpfungen so eng sind wie in Israel.

Mehr als fünf Sechstel der Bevölkerung sind Neu-Einwanderer der ersten oder zweiten Generation in einem Staat, den es vor fünfzig Jahren noch nicht gegeben hat und der in seiner kurzen Geschichte schon mehrfach davon bedroht war, wieder ausgelöscht zu werden.

Anni Wolff gehört zur Gründergeneration dieses Staates. Zum Zeitpunkt ihrer Auswanderung ins damalige britische Mandatsgebiet Palästina war es nur eine Ahnung, zum Zeitpunkt der Staatsgründung 1948 war es bereits zur Gewißheit geworden: ohne diesen Schritt hätte es kein Überleben gegeben.

Der Wille zum Überleben ist die raison d'être des Staates Israel und seiner jüdischen Einwohner. Diesem Motiv sind alle anderen politischen oder ideologischen Positionen untergeordnet. Man streitet sich zwar hef-

tig über den richtigen Weg, das Überleben zu sichern, aber das Ziel selbst steht nicht zur Disposition.

So ist bei den Israelis von links bis rechts ein Maß von Loyalität gegenüber dem eigenen Lande selbstverständlich, wie es für uns bei unserem zwiespältigen Verhältnis zu unserem Land und seiner Geschichte kaum nachvollziehbar ist.

So hatten dann auch die Herausgeber dieser Erinnerungen insbesondere bei einer längeren Passage den Eindruck, hier spreche nicht Anni Wolff, die ehemalige Berlinerin aus eigenem Erleben, sondern hier werde so etwas vertreten wie 'die offizielle Position Israels'. Im Interesse der Leser, von denen man vermutete, daß sie auf eine solche Passage mit einer gewissen Abwehr reagieren würden, hielt man es für sinnvoll, sie nicht unkommentiert im Text zu belassen. Auf der anderen Seite wollte man sie aber auch den Lesern nicht vorenthalten, deswegen diese Umrahmung, die eine Verständnisbrücke bauen soll.

Im Manuskript von Anni Wolff liest sich das so:

“Die unermeßlich reichen Ölemirate mit ihren riesigen Landflächen waren

und sind nicht bereit, ihre eigenen Leute aufzunehmen, sondern benutzen sie noch heute als Politikum gegen den 'zionistischen Feind'.

Es soll hier keine Politik behandelt werden, aber es muß einmal gesagt werden, wie es zu der weiteren negativen Entwicklung kam. Die ganze Welt hat schon vergessen, daß die Juden ein einziges kleines Land haben, wo sie frei als Juden leben können. Es ist ein winziges Land, das von einer kleinen jüdischen Siedlung (1936 waren es ca. 600.000 Menschen) auf eine Bevölkerung von ca. 4,5 Millionen angestiegen ist. Die Erschließung des Negev, die Urbarmachung des Sumpflandes, der Aufbau und die Entwicklung von Industrie und Technologie und - last not least - die Einordnung einer mehrfachen Bevölkerungsziffer sind eine Leistung, die es - so glaube ich - in der Welt kein zweites Mal gibt. Darauf können wir stolz sein, besonders in Anbetracht der vielen Kriege, Feindseligkeiten und des stark mangelnden Verständnisses seitens unserer Feinde und sogar unserer Freunde. Ich - und sicher wir alle - haben nur den einen Wunsch, daß man uns *endlich in Frieden* unser schönes Land aufbauen ließe!

... Leider wirft uns die Golf-Krise und die sogenannte Intifada immer wieder etwas zurück, aber wir sind gewöhnt zu kämpfen und durchzuhalten und die Hoffnung auf eine bessere Zu-

kunft nicht sinken zu lassen. Auch an die ständige Verurteilung Israels in der ganzen Welt sind wir gewöhnt. Wenn unsere Menschen von hinten erstochen, mit Steinen und Felsblöcken beworfen werden - dann sind *wir* die Unterdrücker! Wir sind ein kleines, aber zähes Volk und nicht bereit, Selbstmord zu verüben, nachdem es nicht gelungen ist, uns völlig zu vernichten!"

Gerade hier, wo Anni Wolff besonders deutlich als Israelin zu sprechen scheint, ist in ihr die ehemalige Berlinerin lebendig: "Es soll hier keine Politik behandelt werden ..." - Anni Wolff nähert sich uns behutsam, sie möchte niemandem 'zu nahe treten', aber sie fühlt deutlich den Drang, sich in den Meinungsbildungsprozeß in ihrer ehemaligen Heimat einzumischen. Sie verfolgt die hiesige Debatte aus der Ferne mit großer Aufmerksamkeit. Aber während viele ihrer Landsleute kein Bedürfnis verspüren, ausgerechnet mit den Deutschen diese Frage zu klären, weil sie ihnen als den Erben des Holocaust das Recht absprechen, sich von oben herab über die israelische Politik gegenüber den Arabern zu äußern, kann Anni Wolff sich dieser Auseinandersetzung nicht entziehen

Sie argumentiert, sie wirbt um Verständnis, sie ist erregt über das Maß an Nicht-zur-Kenntnis-Nehmen-Wollen,

das sie zu verspüren meint. Allerdings wird sie mit ihren Argumenten weder diejenigen erreichen, die sich von der eigenen Schuld oder der ihrer Eltern dadurch zu befreien hoffen, daß sie die 'Opfer von gestern' als die 'Täter von heute' entlarven können, noch diejenigen auf ihre Seite ziehen, die mit dem palästinensischen Widerstand deswegen sympathisieren, weil sie in ihm eine Speerspitze des anti-imperialistischen Befreiungskampfes der Dritten Welt sehen.

Anni Wolffs Worte eröffnen uns Einblicke in die Gedanken und Gefühls-

welt der Autorin. Mit den meisten dieser Gedanken steht sie nicht allein. Insofern sind diese Überlegungen Teil der Realitäten im Nahen Osten und nicht nur eine private Meinung eines einzelnen Menschen. Und doch haben sie im Zusammenhang dieser Erinnerungen weniger die Funktion, die objektive Situation in dieser Krisenregion zu erklären, als das Bild, das wir uns von dieser couragierten und liebenswerten Frau zu machen beginnen, abzurunden und sie in dem Spannungsfeld zu zeigen, in dem sie heute lebt, eine Israelin deutscher Herkunft.



Anni Wolff in ihrem Haus, 1992

ANNI WOLFF

SCHLIESSLICH WAREN WIR ALLE JUNG UND LEBENSLUSTIG

ERINNERUNGEN: VON BERLIN NACH ISRAEL

Jeder Mensch lebt sein eigenes Leben und sammelt seine eigenen Erkenntnisse. Ich bin mir bewußt, daß niemand aus den Erfahrungen anderer, geschweige denn aus deren Ratschlägen lernt. Noch nie haben Eltern für ihre Kinder, Großeltern für ihre Enkel Entschlüsse fassen oder ihnen schwere Entscheidungen abnehmen können. Sollten aber meine bescheidenen Zeilen dem Leser ein Vergnü-

gen bereiten, so ist der Zweck dieser Niederschrift voll und ganz erfüllt.

Was mein Leben von jeher, solange ich denken kann, verschönt hat, war der Humor. Er hat mich, und dafür bin ich unendlich dankbar, bis heute begleitet und mir manche schwere Stunde erleichtert. Auch mein Vater besaß ihn in hohem Maße. Es war eine bestimmte Art, eben Berliner



Richard und Ella Gattel im Jahre 1907

Humor, geistvoll und frei von Zynismus und Bösartigkeit, mit den Dingen umzugehen. Ich hoffe von ganzem Herzen, daß dieser Humor ihn bis zu seinem Ende in Theresienstadt nicht verlassen hat!

Meine Mutter hingegen war eine zarte, sehr empfindsame Frau voller Charme. Es wird mich bis ans Ende meiner Tage schmerzen, daß es mir nicht gelungen ist, meine Eltern vor dem grausamen Schicksal zu bewahren. Während mein Vater, vierzehn Jahre älter als meine Mutter, an Unterernährung und seinem alten Herz-

leiden in den Armen meiner Mutter starb, wurde sie noch im Jahre 1944 wahrscheinlich weiter nach Osten transportiert und wohl in die Gaskammer geschickt. Jede Spur von ihr ist bisher verloren. So berichtete unsere treue, christliche Kinderfrau nach dem Krieg.

Mein größtes Glück ist es, daß meine einzige Schwester, mit der ich eng verbunden bin, mit ihrem Mann auch hier in Israel und in meiner Nähe lebt. Sein Tod letztes Jahr hat uns sehr traurig gemacht. Mit ihr bin ich fast täglich in Kontakt.

KINDHEIT IN BERLIN - WEDDING

Mein Vater, Richard Gattel, entstammt einer alteingesessenen Berliner jüdischen Familie; meine Großmutter Bertha Gattel, geborene Sternberg, war bereits um 1845 in Spandau bei Berlin zur Welt gekommen und aufgewachsen. Mein Großvater, Borchard Gattel, gründete um 1865 mit seinen Brüdern eine Herrenmützenfabrikation, die er später stark vergrößerte. In den Jahren 1890 und 1891 ließen sie eine geräumige Fabrik im Norden Berlins, im Bezirk Wedding erbauen. Das direkt anschließende Vorderhaus bewohnte die Familie. In ihrer Blütezeit waren in der Fabrik bis zu 175 Arbeiter und Angestellte beschäftigt. Allein die

Fabrikgebäude umfaßten drei Höfe. Das schöne Wohnhaus war im Patri-Zierstil erbaut. Dort verlebten meine Schwester Lotte und ich den größten Teil unserer wunderbaren Kindheit. Hinter dem letzten Fabrikgebäude öffnete sich ein großes Scheunentor und gab den Blick auf einen einund-einhalb Morgen großen, gepflegten Garten frei. Dieser Garten war eine große Seltenheit inmitten des industrialisierten Nordens von Berlin.

Große Wollballen, die ständig unter einem Dach in einem der Fabrikhöfe gelagert waren, bildeten ein ideales Versteck für uns Kinder, und im Garten verbrachten wir fast den ganzen Sommer. Er war zum Teil mit

DIE ELTERN

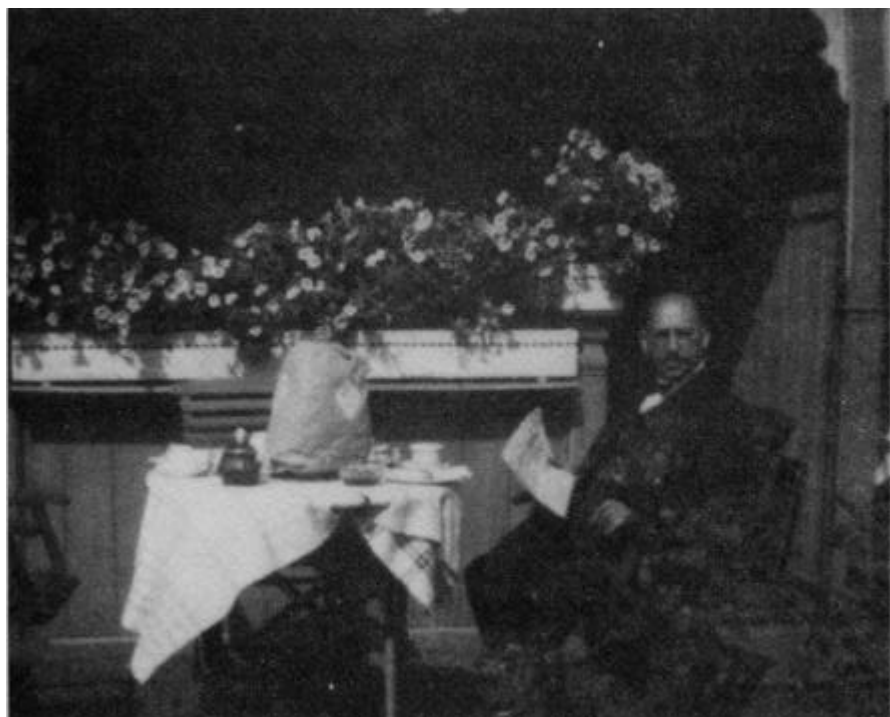
Wie damals üblich, hatten mein Vater und auch mein Onkel Max, der nach dem Tode meines Großvaters der Sozialis meines Vaters wurde, den Fabrikationsprozeß von Grund auf erlernt. Die Hüte wurden aus der reinen Schafwolle, die gereinigt, gefärbt und dann auf Formen gepreßt wurde, hergestellt. Mein Vater, der ein Jahr als junger Mann in Amerika neue Methoden der Wollfärberei lernte, arbeitete sehr intensiv im Innenbetrieb und Büro, wo später auch meine Schwester Lotte beschäftigt war. Mein Onkel Max hingegen reiste in der Welt umher, um mit Hilfe einiger dort ansässiger Vertreter die Verkäufe zu tätigen. Auch Max war ein humorvoller, witziger und sehr intelligenter Mann. Unsere Auslandsvertreter kamen hin und wieder in die Fabrik und wurden dann bei uns eingeladen und von meiner Mutter mit viel Charme und Geschmack bewirtet.

Obleich alle meine Familienmitglieder bewußte Juden und stolz auf ihre Herkunft waren, wuchsen wir ohne spezifisch jüdische Erziehung auf. Meine Eltern waren nicht religiös, fühlten sich aber der jüdischen Gemeinschaft immer zugehörig. Aus dem Rahmen fielen die hohen Feiertage wie Neujahr und Versöhnungstag. Dann gingen meine Mutter und deren Vater in die Neue Synagoge in

der Oranienburgerstraße, wo sie feste Plätze hatten. Die Pessah-Tage verbrachten wir meist bei der Familie der Schwester meiner Mutter, der Familie Schocken in Bremerhaven, die dort ein Warenhaus besaß. Sie waren religiös eingestellt und es war bei ihnen immer sehr feierlich. Wir hatten es gern so.

Meine Eltern waren tief in der deutschen und mein Vater besonders in der Berliner Kultur verwurzelt. Er liebte diese Stadt und gehörte viele Jahre dem "Verein für die Geschichte Berlins" an. Er durchquerte mit uns an freien Sonntagen ganz Berlin und besonders die Altstadt und erzählte uns viel aus der Vergangenheit der Stadt. Später gingen wir - angeregt durch die Eltern - auch viel in Konzerte und Theater. In den Zwanziger Jahren war ja Berlin das Zentrum der deutschen Kultur.

Mein Vater liebte Sport, doch hatte er sich in der Jugend wohl durch zu große Anstrengungen ein sogenanntes "Sportlerherz" zugezogen und durfte bis zu seinem sechzigsten Lebensjahr kaum noch Sport treiben. Danach kompensierte sich sein Leiden, und er durfte wieder schwimmen und rudern, was er mit großer Freude tat. Ich lernte mit zwölf Jahren in der Schulriege Sportrudern und durfte mit mei-



Richard Gattel am Frühstückstisch vor der Laube im Jahre 1931

nem Vater oft Fahrten mit unserem Boot machen. Es trug den Namen "d.m.d.s." oder wie der Berliner sagt: "det machs'de sauber!" Später durfte ich in dem Ruderclub, dem mein Vater angehörte, als Steuerfrau auch bei Regatten mitfahren. Diese Zeit gehört zu meinen schönsten Erinnerungen. Die malerische Umgebung Berlins mit ihren Seen und Flüssen lernte ich dadurch kennen und lieben. Meine Mutter und meine Schwester waren dem Sport nicht allzu sehr zugeneigt

und blieben lieber mit einem guten Buch zuhause.

Im ersten Weltkrieg meldete sich mein patriotischer Vater freiwillig noch mit 47 Jahren zum deutschen Heer, obgleich er - es war das Jahr 1917 - doch herzleidend war. Er diente auf dem Flugplatz Adlershof, schlief zuhause und mußte jeden Morgen um 4 Uhr aufstehen, um pünktlich zum Dienst zu erscheinen. Dies tat er, bis er beim Morgenappell

zusammenbrach und für ein ganzes Jahr ins Lazarett mußte. Dieses war im Jüdischen Krankenhaus untergebracht.

Ich ging damals in einen jüdischen

Kindergarten, der privat initiiert war und in den jeweiligen Familien stattfand. Ihm gehörten ungefähr 15 Kinder im Alter von 4 bis 6 Jahren an. Der Sohn des Krankenhaus-Apothe-



Anni Gattels erster Schultag, 24.4.1919

kers war ein Kindergartenkamerad von mir. Wenn die Reihe an seine Familie kam, durfte ich bei der Gelegenheit meinen Vater besuchen. Ich war zu der Zeit erst vier Jahre alt, kann mich aber noch genau entsinnen, wer in dem Bett neben ihm lag.

Unser Vater hatte ein unglaublich vielseitiges Wissen, und alle nannten ihn das wandelnde Lexikon. Es ist mir ein Rätsel, wann und wie er sich dies angeeignet hatte. Mit 16 Jahren war er in die Lehre gekommen und hatte wenig Zeit zum Studium. Aber er las viel

und hauptsächlich nachts. Ich kann mich entsinnen, daß wir auf all unsere Fragen stets eine detaillierte und befriedigende Antwort bekamen. Er war auch Mitglied der Freien Literarischen Vereinigung, der auch Gerhart Hauptmann, Wilhelm Bölsche und Bruno Wille angehört hatten. Auch nahm unser Vater im und kurz nach dem Ersten Weltkrieg Unterricht in der Türkischen Sprache, die damals noch mit arabischen Buchstaben geschrieben wurde. Sein Lehrer war ein Türke namens Eli Bey Bolland.

JUGEND UND SCHULZEIT

Auch wir Kinder lasen gern, am liebsten abends im Bett. Wir ließen uns von Arbeitern in der Fabrik zwei Holzbretter mit Haken machen, die wir bei Dunkelheit vor die Glastür der Schlafzimmertür legten, damit die Eltern vom Eßzimmer aus nicht sehen konnten, daß bei uns noch Licht brannte. Wenn wir sie dann kommen hörten, flogen die Bücher unter die Bettdecke und wir schnarchten vernünftig.

Auch in der Schule hatten wir immer Bücher unterm Tisch, wenn der Unterricht langweilig war. Wurden wir dann gefragt und konnten nicht antworten, flüsterte uns eine hilfreiche Mitschülerin die Antwort zu. Lotte und ich besuchten das Schiller-Ly-

ceum, das gegenüber dem Amtsgericht Wedding in der Pankstraße, Ecke Böttger Straße lag. In Mathematik waren wir beide keine großen Lichter. Dies war auch der Grund, weshalb wir mit der Obersekundareife (nach zehn Schuljahren) die Schule verließen. Wir wollten keinesfalls riskieren durchzufallen.

Meine Schwester trat ins Berliner Lettehaus ein und lernte Kunstfotografie. Ich interessierte mich sehr für Sprachen und besuchte ein privates Lehrerseminar, wo ich nach vier Semestern im Jahre 1931 die staatliche Prüfung in Französisch und Deutsch ablegte. Damit hatte ich die Berechtigung, privat und an Privatschulen Deutsch und Französisch zu unterrichten. Ich gab Stunden und trat aber

Anfang 1932 bei der Deutschen Buchgemeinschaft in der Alten-Jakob-Straße als Redaktionssekretärin ein. Dort lernte ich meinen späteren Mann, Günter Wolff kennen, der Redakteur war.

Im Jahre 1930 heiratete meine Schwester nach - dem für mich unendlich weit entfernten - Ilmenau in Thüringen. Während der Hochzeitsvorbereitungen war meine Mutter stark beschäftigt. Ich nutzte dies aus



Anni Gatte1 am 10. Geburtstag, 4. Januar 1923

und knüpfte auf Empfehlung einer Freundin Verbindung mit einer französischen Familie in Fontainebleau bei Paris an. Diese gastfreundliche und sympathische Familie (ein protestantischer Pfarrer) nahm junge Studenten während der Sommerferien auf, die die französische Sprache praktizieren wollten. Als ich meine Eltern vor die vollendete Tatsache meiner Reise stellte, willigten sie nolens volens ein, das "Kind" mit siebzehn Jahren allein in die Nähe des "Sündenbabels Paris" reisen zu lassen. So verlebte ich einen herrlichen, unvergeßlichen Sommermonat in Fontainebleau bei den Pfarrersleuten, wo ich einige sehr nette und interessante Studenten aus mehreren Ländern kennenlernte. Natürlich war die Umgangssprache nur Französisch. In einem sehr schönen, nahegelegenen Schloß, das Franz I. im 16. Jahrhundert erbauen ließ, gab es ein von reichen Amerikanern finanziertes Konservatorium für begabte junge Musiker, sowie eine Zeichenschule. Wir

hörten dort die schönsten Konzerte, darunter eines, das von Ravel dirigiert wurde. Oft gingen wir zu zweit auf eine Karte hinein, der erste bis zur Pause, der andere für den Rest des Konzerts. Unter den Studenten war ein zwei Meter großer, 21-jähriger Holländer, der Chinesisch und Japanisch studierte und die Originaltexte in viele moderne Sprachen übersetzen konnte. Wir freundeten uns an.

Nach fast 58 Jahren fand ich durch Zufall in einem Band über den Fernen Osten seinen Namen unter den mitarbeitenden Professoren und wandte mich an die Universität Leiden, die mir seine Adresse gab. So stehe ich nach so vielen Jahren wieder mit ihm in Briefkontakt. Er lebte viele Jahre in mehreren Ländern in Fernost und geriet während des Wehkrieges in japanische Kriegsgefangenschaft. Jetzt lebt er, 81-jährig, mit seiner zweiten Frau in der Schweiz oberhalb des Genfer Sees und arbeitet noch immerwissenschaftlich.

WENDUNG ZUM ZIONISMUS

Ab dem 1. April 1933 wurden wir an unserer Arbeitsstelle, der Deutschen Buchgemeinschaft, boykottiert. Das ist ganz wörtlich zu verstehen: man sprach nicht mehr mit uns, wir erhielten keine Arbeit, mußten aber jeden Tag erscheinen. Gehalt bekamen

wir bis zum 31. Mai. Wir baten aber um Beurlaubung bis zur Entlassung, da der tägliche Druck zu groß wurde. Uns war wichtig, daß der Entlassungsgrund in unseren Zeugnissen vermerkt wurde: "wegen Gleichschaltung des Betriebes". Zudem de-



Anni und Lotte Gattel 1923

gradierte man meinen Mann vom Redakteur zum Hilfsredakteur und mich zur Stenotypistin.

Durch meinen seit Jahren zionistisch orientierten und aktiv tätigen Schwager Heinz Gabbe begann ich nach diversen Diskussionen mit ihm, mich für Palästina zu interessieren und zu engagieren. Auf seine Empfehlung

hin bekam ich Arbeit im Berliner Palästinaamt. Ich war die einzige Sekretärin für elf Palästina-Berater, was in der panikerfüllten Situation der ersten Zeit, als alle Juden aus Deutschland hinaus - meist nach Palästina - strebten, kein leichter Job war. Später wechselte ich in die sogenannte Kapitalisten-Abteilung über, wo man Zertifikate an die Besitzer von 1000 Pfund Sterling verteilte. Man bekam damals nur das ersehnte Zertifikat, das vom englischen Mandat verlangt wurde, wenn man entweder die 1000 Pfund zur Verfügung hatte, oder einen praktischen, in Palästina erwünschten Beruf hatte. Da man bekanntlich die Juden allmählich ihres gesamten Besitzes inklusive Bargeld und Wertsachen beraubte, und sie aus ihren Stellungen wegen "Gleichschaltung der Betriebe" hinauswarf, waren

nicht viele in der Lage, diesen hohen Betrag aufzubringen. So mußte man "umschichten".

Es kamen damals einige palästinensische jüdische Emissäre (auf Hebräisch Schlichim = Abgesandte genannt) nach Deutschland, um die jüdischen Menschen auch seelisch auf das Leben im neuen Lande vorzubereiten.

Dies waren Idealisten, die unter heute kaum glaublichen bescheidensten Bedingungen in Berlin (und wohl auch anderswo in Deutschland) lebten und arbeiteten. Unter diesen waren auch unser späterer Finanz- und dann Premierminister Levy Eschkol oder, wie er damals hieß, Schkolnik.

Ich unterrichtete sie in Deutsch und bekam als Gegenleistung Unterweisungen in Hebräisch. Wenn die Schlichim zu einer offiziellen Veranstaltung eingeladen waren, konnte nur einer von ihnen gehen, denn sie hatten zusammen nur einen "repräsentationsfähigen" Anzug! Die Veranstaltungen wurden von der Zionistischen Vereinigung Deutschlands und vom "Hechaluz", der Pionier-Organisation durchgeführt. Es gab Vorträge, Filmvorführungen, Orientierungsinformationen über Palästina und das Leben dort. Bei jeder Veranstaltung war ein Mitglied der SA anwesend.

In Berlin waren drei Emissäre: David Umansky aus dem Kibbutz Ginegar, Levy Schkolnik und Mosche Katznelson. Leider leben mindestens Levy und Mosche nicht mehr. Über David habe ich keinerlei Information. Die



Anni Gattel in Fontainebleau, 1930

Zimmer, die sie in Berlin bewohnten, waren meist unwirtliche, dunkle Kellerräume und kleine möblierte Zimmer, mit dem wenigsten ausgestattet, was zum nackten Leben gehört. Ich bin ihnen bis zum heutigen Tage dankbar, daß sie uns die Wirklichkeit des Landes mit all ihren schweren Problemen, aber auch dessen unbestreitbaren Charme nahebrachten und uns die schönen Lieder lieben lehrten. Ihre Liebe zum Lande unserer Väter und ihre Hingabe, sowie ihr außerordentlicher Optimismus steckten uns alle an und wir warteten, trotzdem wir



***Lotte und Anni Gattel mit Heinz Gabbe im Garten,
Juni 1929***

von den bevorstehenden Schwierigkeiten wußten, mit Ungeduld auf unsere Zertifikate. Am Abend arbeitete ich oft bis in die Nacht für den "Hechaluz", die Pionierorganisation, denn es gab natürlich viel Schreibarbeit und Geld für Bezahlung war nicht vorhanden.

Die meisten deutschen Juden standen dem Zionismus kritisch gegenüber. Sie glaubten fest daran, daß Deutschland ein Rechtsstaat sei und bleibe

und daß das deutsche Volk die Hitler-Diktatur auf Dauer nicht dulden würde. Sie gingen davon aus, daß sich die Regimegegner durchsetzen und somit wieder Recht und Ordnung in Deutschland einkehren würde. Nach dem Boykott setzte aber eine gewisse Umorientierung ein: viele besannen sich ihres Judentums. Der damals noch junge Rabbiner Joachim Prinz ermutigte die Juden und gab ihnen Halt. Später war es dann Rabbiner Leo Baeck, der die zurückgebliebenen Juden aufrichtete. Er war eine ganz besonders charismatische Persönlichkeit.

Ein großer Teil der deutschen und besonders der Berliner Juden, wie auch meine Eltern, waren mit der deutschen Kultur so eng verwachsen, daß sie sich nur sehr langsam dazu entschließen konnten umzudenken. Die meisten waren beruflich oder durch festen Besitz gebunden und glaubten, Deutschland nicht verlassen zu können. Auch wurden die Auswanderungsmöglichkeiten immer rarer. Fast alle Länder, auch die westlichen, schlossen sich gegen Einwanderer und besonders gegen jüdische ab.

Diese Situation verschlimmerte sich mit der systematischen Ausplünderung der Juden in Deutschland. Mittellose Juden hatten nahezu keine Chance, in ein anderes Land eingeladen, geschweige denn dort aufgenommen zu werden.

Als ich im Palästina-Amt arbeitete, war ich sehr überlastet. Die Stimmung im Publikum war sehr erregt. Wir arbeiteten ca. 12 Stunden täglich und ich nahm auch noch Arbeit mit nach Hause. Meine Nerven waren zum Zerreißen gespannt und ich mußte einfach einen Milieuwechsel haben.

ZWISCHENSPIEL IN PARIS

Ich ging für einige Monate nach Paris, wo ich in einer elsässisch-jüdischen Familie als "Gouvernante" den entzückenden dreijährigen Sohn betreute.

Denn Geld für eine Vergnügungsreise hatte ich nicht. Als professionelle Sprachlehrerin wurde ich der Familie vorgestellt. Aber das "herrschaftliche"



Ausflug in den Spreewald, ca. 1930

Badezimmer durfte ich nur saubermachen, nicht benutzen. Ich aß mit der - allerdings sehr netten, gutmütigen - Köchin in der Küche und mußte im Badezimmer im sechsten Stockwerk des Hauses baden, das unbeheizbar war, und das bei Außentemperaturen von 20 Grad unter Null! "Ausgang" hatte ich nur einmal in zwei Wochen nachmittags und einmal im Monat abends, mußte aber um zehn Uhr zurück sein, so daß ich nie ins Theater oder Konzert gehen konnte. Ich sparte mein nicht allzu üppiges Gehalt, denn ich wollte meine Eltern für eine Woche nach Paris einladen, das sie nicht kannten. Dazu mußte ich ein Bankkonto eröffnen. Dies stieß auf Schwierigkeiten, denn ich war noch nicht 21 Jahre alt und meine Eltern hätten unterschreiben müssen. Nachdem ich dem Bankdirektor die Situation erklärt hatte, willigte er ein, denn ich stand ohnehin kurz vor meinem 21. Geburtstag. Leider erhielt ich kurz vor dem geplanten Besuch meiner Eltern eine Absage. Mein Vater mußte seine über siebzig Jahre existierende Fabrik schließen. Sein

christlicher Sozium benutzte die gute Gelegenheit des Judenboykotts, um sich des jüdischen Partners zu entledigen. Er speiste meinen Vater mit einem äußerst geringen Geldbetrag ab, und so fiel der schöne Traum ins Wasser. Meine Eltern ließen in ihrem Brief durchblicken, daß sie mich gern wieder in Berlin hätten. Und so fuhr ich zurück nach Berlin - nachdem ich zwischendurch noch als Dolmetscherin und Sekretärin eines nicht französisch beherrschenden Börsenfachmanns gearbeitet hatte. In Berlin nahm ich jede Arbeit an, u.a. als Verkäuferin, und gab auch gelegentlich Unterricht in Französisch (natürlich nur privat).

Damals trat ich, angeregt durch meinen Freund und späteren Ehemann, in die zionistische Pionierorganisation "Hechaluz" ein, wo wir Hebräisch und zionistische Geschichte lernten. Durch die Schlichim bekamen wir sehr konkrete Informationen über die Verhältnisse in Palästina, über Arbeits- und Unterbringungsmöglichkeiten. Wir lernten Hebräisch, was uns allen sehr schwer fiel.

"WERKDORP NIEUWESLUIS"

Im Herbst 1934 gingen wir, d.h. eine Gruppe von sechs jungen Zionisten, darunter mein Freund Günter und ich, zur landwirtschaftlichen Umschulung nach Holland ins "Werkdorp Nieu-

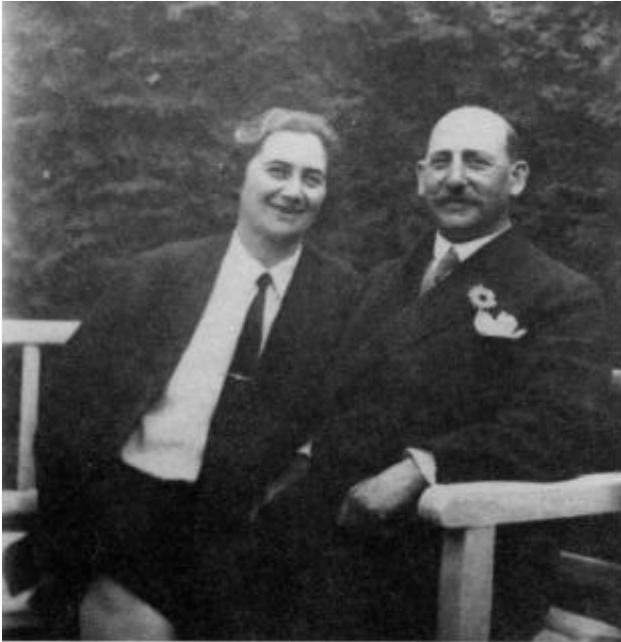
wesluis". Für junge Juden, die ja aus allen Schichten und Berufen kamen, gab es nur die Möglichkeit, nach Palästina einzuwandern, wenn sie umlernten. Es waren vor allem Landwirte

und Gärtner gefragt. Auch Handwerker waren sehr wichtig. Dennoch war es selbst nach einer Umschulung in einen praktischen Beruf sehr schwierig, ein Zertifikat für die Einreise nach Palästina zu erlangen. Es gab nur wenig Zertifikate für Mädchen und so entstanden viele Zertifikatselben, die manchmal sogar zusammenblieben, aber nicht immer.

Zu Beginn waren wir nur 120 junge Männer und 20 Mädchen. Natürlich konnten wir nicht kochen und wir alle hatten darunter zu leiden. Das Vorbereitungslager befand sich auf der zum Teil trockengelegten Zuidersee und war eigentlich als Umschichtungsla-

ger für politische jüdische Flüchtlinge aus Deutschland gedacht, die aus kaufmännischen oder akademischen Berufen kamen und Deutschland sofort nach Hitlers Machtübernahme verlassen mußten.

Finanziert wurde das Werkdorf größtenteils von der Amsterdamer Jüdischen Gemeinde, die großen Wert auf den jüdischen Charakter unseres Lebens legte. Die Küche wurde streng koscher-geführt, und die Atmosphäre war recht puritanisch. Mannlein und Weiblein wohnten in getrennten Baracken. In jeder Wohneinheit gab es ein spartanisch eingerichtetes Schlafzimmer für sechs Personen mit an-



Richard und Ella Gattel, 1932

schließendem Wohnraum, der einen - von uns sehr geschätzten - Kanonenofen und kleine eingebaute Schranke enthielt. Der Ofen war sehr wichtig, denn es standen dort damals nur kleinere Bäume und Sträucher, so daß die Stürme ungehindert toben konnten. Wir wurden von erstklassigen holländischen Fachlehrern in allen Wirtschaftszweigen unterrichtet und, was das Wichtigste war, wir lernten schwere körperliche Arbeit unter schwierigen Lebensbedingungen zu verrichten.

Dies kam uns für unser späteres Leben sehr zugute. - Wir Mädchen mußten zuerst fast nur in der Küche, im Speisesaal oder in der Wäscherei arbeiten und kamen nur selten in andere Betriebe. Dies änderte sich, als Mosche Katznelson aus Palästina kam. Er drang darauf, daß auch die Jungen Dienst in den Haushaltsbetrieben machen mußten. So konnten wir dann auch in andere Wirtschaftszweige "hineinriechen". Ich meldete mich öfter freiwillig zum Kuhstalldienst. Man mußte zwar morgens um drei Uhr aufstehen, konnte sich aber dafür beim Melken zwischen den warmen Kuhleibern aufwärmen. Zuerst trat die Kuh oft in den vollen Milcheimer und das kostbare Naß ergoß sich auf die Erde, aber allmählich lernte man, auch damit fertigzuwerden.

Wenn wir hungrig waren, zeigten uns die jungen Gartenschüler, wo die saftigsten Melonen oder Gurken wuchsen, und wir revanchierten uns mit Köstlichkeiten wie Eiern und Zucker, die wir aus Hühnerstall und Küche entwendeten.

Auch gab es eine sogenannte "Sexualzone", die bei den Purimfeiern ironisch besungen wurde. Wenn ich mich recht entsinne, so durften im Umkreis von ca. 50 km Jungen und Mädchen nicht zusammenkommen. So half man sich gegenseitig, indem man Adressen von preiswerten Amsterdamer Hotels austauschte, wo man sich dann mit dem Partner traf. Zum Glück fuhren am Wochenende Autobusse in das ca. 75 km entfernte Amsterdam, und so wurde das Problem gelöst. Schließlich waren wir alle jung und lebenslustig.

Es gab selbstverständlich auch hin und wieder politische Diskussionen zwischen linksgerichteten jungen Menschen und uns Zionisten. Aber bei der schweren Arbeit kam es selten zu ernsthaften Auseinandersetzungen. Wir Berliner bildeten den ersten zionistischen Kern des Werkdorfes. Bei unserem Verlassen waren von den dann ca. 400 Menschen mindestens zwei Drittel Anwärter auf Zertifikate in das Mandatsland Palästina.

DER 19. ZIONISTENKONGRESS

Ich hatte das große Glück, zum 19. Zionistenkongreß nach Luzern delegiert zu werden und fuhr - mit noch einigen jungen Zionisten aus Holland - in die Schweiz, wo ich für den damaligen Generalsekretär des Jüdischen Weltkongresses, Dr. Julius Becker, Vorgänger von Dr. Nachum Goldmann, während der Dauer des

Kongresses als Sekretärin arbeitete. Ich wohnte sowohl den Plenar-, als auch den Kommissionssitzungen bei, machte stenografische Notizen und hatte dann den Text an die diversen Telegrafagenturen wie Reuter, Palcor etc. telefonisch in Englisch und Französisch weiterzugeben. Es war eine sehr interessante, aber anstren-



Anni Wolff im Werkdorp Nieuwesluis, 1935

gende Tätigkeit. Wir begannen etwa um zehn Uhr vormittags und arbeiteten durch, oft bis drei oder vier Uhr nachts. Viel Schlaf hatte ich nicht, aber ich verdiente gut, so daß ein Teil der anderen Chaluzim auch davon leben konnte. Der einzige Luxus, den ich mir gestattete, war, daß ich nicht im Massenquartier, sondern privat wohnte, um einige Stunden Ruhe zu haben. Ich lernte viele berühmte und bekannte Persönlichkeiten kennen. Durch Moshe Katznelson traf ich auf seinen Onkel Berl Katznelson, den Herausgeber der Arbeiterzeitung "Davar", und auf Ben Gurion, den damaligen Sekretär der Arbeiterpartei "Mapai". Vor allem aber war ich tief beeindruckt, zur Zeit des Hitlerregimes in den Straßen Luzerns Hebräisch sprechen zu hören. Auch war die Stadt zu Ehren des Kongresses illuminiert.

Ein wunderbares Erlebnis hatte ich, indem ich meine Schwester Lotte, die zu dieser Zeit auch in der Schweiz war, nach einjähriger Trennung zu-

fällig auf der Straße traf. Es gab natürlich ein turbulentes Wiedersehen und ich besuchte sie an meinem einzigen freien Tag per Anhalter in Engelberg, wo sie zur Erholung war.

Obleich mich Dr. Becker als seine Sekretärin mit nach Genf nehmen wollte, widerstand ich tapfer der Versuchung, und kehrte, wie versprochen, nach Holland zu meiner Arbeit im Hühnerstall zurück. Doch erkrankte ich leider ziemlich ernst an Gelenkrheumatismus und mußte mich einer langwierigen und schmerzhaften Behandlung im Amsterdamer Jüdischen Krankenhaus unterziehen. Da mir die Ärzte nicht erlaubten, in das feucht-kalte Klima im Werkdorf zurückzukehren, blieb ich in Amsterdam. Dort wurde ich von einer entfernt verwandten Familie sehr freundlich aufgenommen, betreute die drei Kinder und half im Haushalt, bis ich zu meiner großen Freude mein Zertifikat zur Einreise nach Palästina erhielt.

NOCH EINMAL IN BERLIN

So fuhr ich nach Berlin, um mich von meinen Eltern zu verabschieden. Auf Wunsch meines überkorrekten Vaters mußte ich mich beim zuständigen Polizeiamt melden, wo man meinen Paß konfiszierte und mich stundenlang verhörte. Als mein Vater merkte, daß

ich nicht gleich wieder zurückkam, wurde er sehr nervös und bedauerte unendlich, daß er auf meiner polizeilichen Anmeldung bestanden hatte. Abgesehen von den Sorgen, die er sich um mich machte, konnte er die "Ungerechtigkeit" der Behörden ein-

fach nicht verstehen. Die Stimmung in der Familie war sehr gedrückt. In den eigenen vier Wänden sprachen wir nur im Flüsterton und alle hatten nur den einen Wunsch, mich gesund aus Berlin herausfahren zu sehen.

Ich konnte also nicht - wie erhofft - nach einer Woche ausreisen, sondern saß über zwei Monate in Berlin auf gepackten Koffern. Jeden Tag mußte ich mich persönlich zur Polizei begeben und Verhöre über mich ergehen lassen. Wohl gemerkt, es war Anfang des Jahres 1936. Zu allem Pech bekam ich auch noch eine Blinddarmentzündung und mußte operiert werden. Kaum war ich wieder auf den Beinen, lief ich zur Polizei, wo ich dann endlich meinen Paß zurückbekam.

Ich wartete nicht ab, bis die Wunde verheilt war, sondern reiste noch am gleichen Abend in Richtung Palästina ab, leider ohne meine Freunde, die inzwischen schon dort waren. Der Abschied war für uns alle sehr, sehr schwer. Wenn ich auch damals nicht



Frühstückspause in Holland 1934, darunter Günter Wolff (1. v.re.)

mehr viel zu Hause war, so war das Band zwischen meinen Eltern und mir doch sehr stark und die Trennung vom Familienkreis war für mich eine sehr bittere Erfahrung. Aber wir versuchten, uns durch die Hoffnung auf ein Wiedersehen in Palästina aufrecht zu halten und zu trösten.

ENDLICH IM GELOBTEN LAND

Es war nicht leicht, allein die große Reise ins Unbekannte anzutreten. In Triest schiffte ich mich ein, ausgerüstet mit einem Koffer und meiner geliebten Schreibmaschine, die ich übr-

gens noch heute habe. Sie war mein einziger Besitz! Die Überfahrt im Monat März war sturmisch, und viele junge Menschen waren see- und heimwehkrank. Es war eine Gruppe

von 14- bis 17-Jährigen, die sogenannte Jugendaljah, die in einen großen Kibbuz "Ejn Charod" gingen. Als wir am 16. März 1936 abends in Haifa anlegten, bot sich uns ein märchenhafter Anblick. Die Lichter Haifas funkelten bis hinauf zum Carmelberg! Ich werde dieses Bild nie vergessen. Dann allerdings kam die Ernüchterung: eine arabische Polizistin nahm mich beiseite und unterzog mich einer intensiven Leibesvisitation auf "Waffen". Ich war vollkommen konsterniert und ahnungslos. Freunde erwarteten mich am Hafen und nahmen mich mit zu sich, wo ich drei Tage blieb, bevor ich nach Ginegar ging, einer 'alten Gemeinschaftssiedlung, wohin mich einer der Abgesandten in Berlin, David Umansky, eingeladen hatte. Vier Wochen später brachen die schweren Unruhen der arabischen Bevölkerung gegen die jüdischen Siedlungen aus. Da es gefährlich war, vor allem für ein Mädchen, allein im Lande herumzureisen, ließ man mich nicht fort und ich arbeitete 5 Monate im Weinberg, eine schwere, aber sehr angenehme Arbeit. Ich bat, mit mir nur Hebräisch zu sprechen, um mich mit der Sprache vertraut zu machen.

Die Umstellung auf die neuen Lebensverhältnisse, das Klima und die Sprache war nicht leicht, aber ich war jung und hatte den festen Willen, mich anzupassen und einzuordnen.

Oft wurden die zum Teil einsam gelegenen jüdischen Siedlungen von arabischen Banden angegriffen. Da wir nur wenige Menschen waren, mußten wir, nach der schweren körperlichen Arbeit, nachts auch noch Wache schieben. Waffen durften wir nur in sehr geringer Zahl besitzen, denn die englische Mandatsverwaltung erlaubte nur eine kleine Anzahl von Gewehren, und auch diese waren nicht die modernsten. Viel Schlaf hatten wir nicht, denn es wurde z.B. am Weinberg von früh um 4 Uhr (bei aufgehender Sonne) bis ca. 11 Uhr vormittags, und dann nach einer zwei-stündigen Mittagspause wieder bis zum Sonnenuntergang gearbeitet. Dann ging es, nach einem frugalen Abendbrot und einer Dusche, hinaus zur Wache. Durch meine Linkshändigkeit in der Bedienung eines Gewehrs behindert, lernte ich Revolver-schießen, blieb aber ein schwacher Schütze. Zu meinem Glück mußte ich niemals auf einen Menschen anlegen. Ich machte hauptsächlich Wachdienst am Projektor, der bei Dunkelheit in ständiger Drehbewegung den Umkreis des Kibbuz beleuchtete. Dies war eine nerventötende und ermüdende Beschäftigung. Ich hielt mich nur dadurch wach, daß ich mein gesamtes Liederrepertoire vor mich hin-summte.

Hebräisch-Kurse gab es damals noch nicht. Heute werden sogenannte Ulpanim für Neueinwanderer angeboten,

wo sie einige Monate in hebräisch-sprechender Umgebung leben und intensiv die Sprache erlernen. Wir hatten damals auch gar keine Zeit zum Studium. So versuchten wir zuzuhören, mit Fehlern zu radebrechen und dem neu eröffneten Radiosender "Stimme Jerusalems" zu lauschen. Allmählich wuchsen wir dann in die Sprache hinein.

Manchmal gab es am Abend einen sogenannten "Kumsitz", jiddisch für "Komm, sitz!" Da wurden Kartoffeln

über dem offenen Feuer gebacken, falls wir welche hatte und Licht anmachen durften. Jemand spielte Akkordeon oder "Gramoschka", wie man sagte. Wir tanzten Horra und andere Volkstänze und versuchten, die täglichen Sorgen wenigstens für kurze Zeit zu vergessen. Dann wurde natürlich auch Romantik gemacht, man ging im Mondschein zu zweit spazieren, saß auf dem Rasen oder bei der Scheune und flirtete oder diskutierte.

MEINE HEIRAT

Nach fünf Monaten kam dann meine Gruppe aus Holland und mit ihnen Günter Wolff. Sie hatten ihre Zertifikate sehr viel später als ich bekommen. In Ginegar konnten wir alle nicht aufgenommen werden. So verließen wir die Gemeinschaftssiedlung und gingen an einen kleinen, sehr romantisch gelegenen Punkt im Jesreel-Tal, im Herzen des jüdischen Siedlungsgebietes. Hier arbeitete mein Mann monatelang im Steinbruch, der in den Händen der Mandatsregierung war. Sein Verdienst wurde direkt an den Kibbuz gezahlt, der uns wiederum mit allen nötigen Bedarfsartikeln versorgte. Ich selbst arbeitete in der Küche und in der Krankenversorgung.

Mein Mann und ich heirateten endlich nach vier Jahren der diversen Tren-

nungen in einem nahegelegenen Dorf. Das Problem war nur, wir konnten ja nicht in kurzen Hosen vor den Rabbiner treten und meine neu mitgebrachten Kleider hatten bereits eine Menge Interessentinnen gefunden. Schließlich gelang es mir, ein mir passendes Kleid zu finden und sogar ein Kopftuch, denn ohne Kopfbedeckung konnte man nicht getraut werden. Der zur Zeremonie erforderliche Ring war eine Leihgabe eines bereits verheirateten Freundes. Den Rabbiner trafen wir auf unserem Weg, natürlich zu Fuß. Er hatte gerade eine Fleischbeschau zu erledigen und bat uns vorzugehen, er käme gleich nach. Bei einer jüdischen Trauung müssen bekanntlich zehn Männer anwesend sein. Da wir aber nicht genug Begleiter hatten, mußten männliche Vor-

übergehende aushelfen. So konnte die "feierliche Eheschließung" stattfinden, von uns jungen, unbekümmerten Menschen nicht so sehr ernstgenommen.

Auf dem Rückweg (hoch zu Pferdewagen, der Spindeln für unsere Tricotweberei führte,) sprang einer unse-

rer Freunde ab, um mir Blumen an einem Gartenzaun zu pflücken. Der ärgerliche Besitzer gab erst seine Zustimmung, als er hörte, daß es sich um einen "Brautstrauß" handelte. Vor unserer bescheidenen Holzhütte saßen wir dann, ohne Bewirtung, denn dazu war kein Geld vorhanden, und hörten auf unserem Koffergrammofen, Ein-



Richard und Ella Gatte1 in Berlin, ca. 1935

wanderungsgut meines Mannes, klassische Musik. Am nächsten Morgen ging's zurück zur Arbeit, denn der Kibbuz gestand uns nicht den erbetenen zweitägigen Urlaub zu. "Wozu braucht Ihr überhaupt zu heiraten?" Wir bekamen Besuch von zwei Bekannten, die, als sie von unserer Heirat erfuhren, ins nächste Dorf gingen und Bonbons erstanden, die wir dann gemeinsam verzehrten. Von Hochzeitsgeschenken war natürlich keine Rede! In einem langen Brief an meine Eltern in Berlin, mit denen wir damals noch korrespondieren durften, beschrieb ich unsere "romantische Trauung". Sie waren natürlich nicht gerade entzückt. Zu der Zeit war noch kein einziges Mitglied unserer Familie im Lande, was mich selbstverständlich etwas traurig stimmte.

Oberhalb des Kibbuzes lag ein arabisches Dorf, von wo man uns gern als Zielscheibe benutzte. Wir hatten nur die Betonfundamente unserer Holzhütten, hinter denen wir Deckung suchen konnten. Natürlich gab es keine Kühlschränke, geschweige denn eine richtige Stromversorgung. Wir besaßen nur wenige Generatoren. So kühlten wir unsere Produkte im Flüßchen, das bei uns vorbeifloß und sehr kalt war. Morgens mußte man dann um vier Uhr die Kanister, worin sie

untergebracht waren, aus dem Fluß holen. Falls wir beschossen wurden, wußte man nicht, ob man die Kanister im Stich lassen oder sich mit ihnen auf den Boden legen sollte.

Am Abend, wenn wir aus Sicherheitsgründen kein Licht machen durften, mußten wir dauernd in die Hände klatschen, damit die Ratten, die vergnügt über die Wasserrohre spazierten, nicht die mühsam angefertigten Knödel vertilgten.

Natürlich gab es auch eine ganze Reihe klimatischer Erkrankungen wie Malaria oder Papadatschi, verursacht durch den Stich einer giftigen Fliegenart, der hohes Fieber und ein Elendsegefühl verursachte. Danach war man sehr geschwächt, was unserer Arbeit nicht zuträglich war, zumal unsere Ernährung infolge der Armut der meisten Kibbuzim, sehr karg war. Ein Apfel oder eine Tomate waren die Zusatznahrung für die Rekonvaleszenten. Wenn der Kibbuz die Rechnungen der Vermarktungsgesellschaft "Tnuva" nicht bezahlen konnte, gab es eben morgens, mittags und abends Chazilim, das sind Eierfruchte. Später, als ich meinen eigenen Haushalt führte, bat mich mein Mann, niemals Chazilim auf den Tisch zu bringen. Jetzt esse ich sie sogar ganz gern.

DAS LEBEN IM KIBBUZ

Wie in allen engen Gemeinschaften, gab es selbstverständlich auch gesellschaftliche Probleme. Man suchte nach neuen Lebensformen, entsprechend dem Ideal der gemeinsamen Bewirtschaftung und der gleichmäßigen Verteilung der Kleidung, beziehungsweise des Besitzes an persönlichen Dingen. Daß es dabei nicht immer ganz gerecht zugeht, ist nur menschlich. So kam es zum Beispiel vor, daß die neu Hinzugekommenen, die ihre mitgebrachten Sachen in die gemeinsame Kleiderkammer gegeben hatten, oft alte, abgetragene und nicht passende Sachen bekamen, wenn am Wochenende saubere Wäsche verteilt wurde. Allmählich kam man von dem Prinzip ab, denn es erwies sich auf die Dauer als undurchführbar. Man begann, individuell für die Mitglieder nach deren eigenem Geschmack Kleidung anzufertigen oder gab ihnen Gutscheine für Geschäfte in der nächsten Stadt, damit sie selbst wählen konnten. Dies geschah natürlich im Rahmen des persönlichen Budgets jedes Einzelnen, das recht knapp bemessen war. Darin war auch die "Finanzierung" unseres Jahresurlaubs enthalten, den wir meist bei Freunden oder Verwandten verbrachten.

Die soziologische Entwicklung des Kibbuz ging im Laufe der Jahre immer mehr in die individualistische

Richtung. Viele Einrichtungen des Gemeinschaftslebens wurden geändert. So beschloß man z.B., auch größere Kinder bei ihren Eltern wohnen zu lassen. Die Eltern bekamen größere Wohneinheiten. Die Kinder waren nur noch bis nach dem Mittagessen in Kindergärten und Schulen, sowie in gemeinsamen Essräumen von geschulten Lehrkräften betreut. Erst im Jugendalter, ungefähr von 12 Jahren bis zum Schulabschluß, hatten die jungen Menschen eigene Wohnräume, in denen sie gemeinsam lebten. Auch die erwachsenen Mitglieder des Kibbuz kamen allmählich zu der Ansicht, daß sie, besonders nach der Eheschließung, bzw. der Bindung an einen Partner, mehr zur Familienbildung und zu in sich abgeschlosseneren Gruppen neigten. überhaupt hat sich das Gesellschaftsleben im Kibbuz, wie auch in den Städten und Dörfern immer mehr vom Wir zum Ich hin entwickelt. Sicherlich ist dieser Vorgang erst durch den ständig steigenden Einfluß der Medien möglich geworden.

Als der junge Kibbuz an den endgültigen Siedlungspunkt, Beth Hashita, überführt wurde, verlud man die Holzhütten teilweise fertig auf Lastautos und stellte sie am vorbestimmten Platz am neuen Wohnort wieder auf. Kurz nach der Übersiedlung ver-

ließen mein Mann und ich den Kibbuz und verbrachten ein halbes Jahr in Haifa, wo wir unseren Freunden, mit

denen wir bereits von Berlin nach Holland gegangen waren, beim Aufbau ihrer Existenz halfen.

DER KIBBUZ KFAR HACHORESCH

Da wir aber doch lieber wieder in einer Gemeinschaft leben wollten, baten wir Levy Eschkol (Schkolnik), der damals für die Einordnung in den Kibbuzim zuständig war, uns beim Eintritt in einen kleineren, intimeren Kibbuz behilflich zu sein. So gelangten wir nach Kfar Hachoresch, einem höher gelegenen Punkt im unteren Galiläa. Die Lage war klimatisch gesünder und auch strategisch besser. Es war eine der wenigen jüdischen Siedlungen inmitten arabischer Dörfer in der unmittelbaren Nähe von Nazareth. Wir lebten uns dort gut ein. Mein Mann arbeitete in Akkordarbeit für den Jüdischen Nationalfonds Keren Kayemeth beim Beschneiden der Äste im nahen Wald, eine Arbeit, die ihm viel Freude bereitete. Sie wurde direkt an den Kibbuz bezahlt und dadurch wurden die mageren Einkünfte der Gemeinschaft aufgebessert. Ich selbst arbeitete hauptsächlich in der Gemeinschaftsküche und in der Wäscherei, was damals im wesentlichen anstrengende Handarbeit bedeutete. Inzwischen kündigte sich auch die Ankunft unseres Sohnes an; aber ich fühlte mich gut und konnte fast bis zum Tage der Entbindung arbeiten.

Der Kibbuz liegt ca. 450 Meter über dem Meeresspiegel auf einer Bergspitze. Allerdings mußten unsere Mitglieder einen gefährlichen Weg bergab zur Arbeit gehen, auf dem sie Angriffen von arabischen Banden ausgesetzt waren. Erst kurz vor unserer Ankunft im Kibbuz war einer der Schafhirten überfallen und ermordet worden. Die englische Mandatsregierung bot uns wenig Schutz und man kam uns, nur selten zu Hilfe, wenn in unserer Gegend geschossen wurde. Ein den Juden freundlich gesinnter District Commissioner bezahlte seine Einstellung mit dem Leben.

Offiziell durften wir, ca. 120 Menschen, nur 10 Gewehre besitzen, was natürlich bei weitem nicht ausreichte. Die zusätzlichen Waffen wurden unter den Matratzen der Kinderbetten versteckt. Es versteht sich, daß die Engländer davon wußten, sie suchten aber nicht allzu intensiv danach. Bei der Waldarbeit mußten unsere Männer die Gewehre mitnehmen und an die Baumstämme lehnen, denn man konnte ja nie wissen, von wo und wann eine Kugel geflogen kam. Nachts hatten wir alle unsere ange-



Günter Wolff beim Pflügen in Kfar Hachoresch, 1937

wiesenen Platze, falls es Schießereien gab. Wir Frauen waten hauptsächlich für die Kinderhäuser eingeteilt. Dunkle Kleidung mußte sich stets neben unseren Betten befinden, damit sie notfalls sofort angelegt werden konnte. Die Kinder wurden dann auf die auf der Erde befindlichen Matratzen gelegt, wo sie meist weiter schliefen. Wir selbst hatten wenig Schlaf, gewöhnten uns aber daran, mit wenigen Ruhestunden vorlieb zu nehmen. Die Unruhen wurden ironischerweise erst unterbrochen, als der Zweite Weltkrieg ausbrach. Zu dieser Zeit war es verhältnismäßig ruhig im Lande.

Die jungen Männer des jüdischen Siedlungsgebiets wurden aufgefordert, sich zum Britischen Militär zu melden. Das tat auch der größte Teil von ihnen, denn wir alle waren uns bewußt, daß es ja ein Kampf gegen

den größten Feind des jüdischen Volkes war. So mußten wir mit den Briten und ihren Alliierten kämpfen, als ob es kein Weißbuch gegen die jüdischen Siedlungen gegeben hätte. Auch viele junge Frauen meldeten sich freiwillig und wurden, zusammen mit ihren männlichen Kollegen, selbst nach Ägypten geschickt.

Erst als Italien auf deutscher Seite in den Krieg eintrat, fielen hier einige Bomben auf Tel Aviv und nicht auf "strategische Ziele" im Jaffaer Hafen, wie fälschlicherweise gemeldet wurde. Sie kosteten vielen jüdischen Zivilisten das Leben oder die Gesundheit.

Da die Presse und die übrigen Medien sehr streng zensiert waren, wußten wir nicht genau, was sich in der Welt draußen abspielte. Natürlich gab es Gerüchte über die Nazi-Verbrechen auch während des Krieges. Erst nach seiner Beendigung erfuhren wir den ungeheuren Umfang des unsagbaren Leides, das Hitler über unzählige Menschen und vor allem über unser Volk gebracht hatte.

Es begann dann die Suche nach dem Verbleib und dem Schicksal unserer Eltern, Verwandten und Freunde, die in der Hölle zurückgeblieben waren.

Es ist hier nicht der Ort, von allen Alpträumen, schlaflosen Nächten und Tränen zu berichten, die uns alle diese

Entdeckungen gekostet haben. Der Schmerz wird uns an unser Ende begleiten.

DIE ANKUNFT DER SCHWESTER

Im Herbst 1938 hatte ich das große Glück, meine Schwester Lotte mit Schwager Heinz Gabbe und deren 6jähriges Töchterchen Ruth hier im Lande in Empfang zu nehmen. Sie erreichten die neue Heimat zwei Monate vor der sogenannten "Kristallnacht". Was dies für mich bedeutete, kann ich nicht beschreiben.

Mein Schwager übernahm eine kleine Büstenhalterfabrikation, einen Betrieb in der Branche, aus der er von Haus aus kam. Da er die Verhältnisse des Landes, vor allem aber die Landessprache nicht genügend kannte und beherrschte, bat er mich und meinen Mann, ihm behilflich zu sein. Ich war nun bereits zwei Jahre im Lande, mein Mann eineinhalb. Wir hatten schon etwas mehr Erfahrung und sprachen, wenn auch nicht perfekt, Hebräisch. So verließ ich, zunächst ohne Mann und Sohn, der inzwischen etwas über ein Jahr alt war, den Kibbuz. Mein Mann kam dann einige Monate später mit Sohn Esra nach.

Nun begann eine neue Periode in unserem Leben. Wir nahmen ein möbliertes Zimmer auf dem Treppenflur

im gleichen Hause, wo meine Schwester mit ihrer Familie wohnte und noch heute wohnt! Meine Schwester versorgte den Haushalt und die Kinder, während mein Schwager und ich langsam in unsere neue Tätigkeit hineinwuchsen.

Mein Schwager, der Fachmann, lernte mich beim Zuschneiden der Büstenhalter an, was nicht so einfach war. Abgesehen von meiner manuellen Ungeschicklichkeit bin ich ja, wie schon erwähnt, auch noch linkshändig. Es mußte daher eine Linkshänderschere angeschafft werden. Auch übernahm ich die Korrespondenz und die Führung des täglichen Kassenbuches.

Zu jener Zeit hatten wir noch Verbindung mit einigen Ländern des Mittleren und Ferneren Ostens, und wir konnten vor dem Zweiten Weltkrieg nach Libanon, Syrien, Ägypten, sowie sogar nach Indien, Aden etc. exportieren. Die Aufträge wurden durch sogenannte Placiers, am Platz ansässige Vertreter, eingebracht. Mein Schwager fuhr sogar noch in die betreffenden Länder, wo er von den Placiers

begleitet und bei der Kundschaft eingeführt wurde. Da die Handelsverträge abzulaufen drohten, mußte die Ware in Windeseile angefertigt, verpackt und versandt werden. So mußte ich lernen, mit den einschlägigen Behörden wie Zoll, Post etc. zu verhandeln, was oft kompliziert war. Zum Glück beherrschte ich schon ganz gut Hebräisch und noch besser Englisch. Meinem Schwager fielen alle Fremdsprachen schwer, dafür war er ein ausgezeichnete Kalkulator und Verkäufer und bei der Kundschaft beliebt. Wir hatten außer den jüdischen auch arabische Kunden. Um diesen entgegen-

zukommen, lernte ich in Abendkursen etwas Arabisch. Obgleich der größte Teil von ihnen gut Hebräisch verstand und sprach, waren die Kunden doch erfreut, daß wir uns bemühten, in ihrer Sprache mit ihnen zu sprechen. Bei jedem arabischen Kunden mußte ich Kaffee trinken.

Während des Krieges bekamen wir auch Aufträge von der Navy für ihre weiblichen Angehörigen und später für die Frauen der polnischen Anders-Armee, die damals in Palästina stationiert waren.

DAS RADIO

Inzwischen zogen mein Mann und ich mit Esra von meiner Schwester und ihrer Familie fort, denn es war dort sehr eng und für meine Schwester eine große Belastung. Wir wohnten dann mehrmals gemeinsam mit anderen jungen Ehepaaren. Wir alle konnten es uns nicht leisten, die Miete für eine Wohnung allein aufzubringen. Aber wir verstanden uns meist gut mit unseren Partnern, und jeder versuchte, Rücksicht auf den anderen zu nehmen. Ich arbeitete zeitweise an drei verschiedenen Stellen im Laufe des Tages, denn es ging wirtschaftlich nicht gut. Morgens arbeitete ich von 7 bis 9 Uhr in einem Haushalt (übrigens sind unsere Familien heute noch be-

freundet!), danach in der Fabrik meines Schwagers und am Nachmittag schrieb ich französische Briefe für einen Importeur von Geschirr aus Belgien und verkaufte künstliche Blumen an Hutgeschäfte. Unser Kind, damals gerade 5 Jahre alt und sehr oft krank, war am Tage in einer Familie untergebracht. Am Abend holten mein Mann oder ich ihn ab und trugen ihn auf dem Rücken zum Schlafen nach Hause. Die Hausarbeit und das Kochen besorgte ich abends oft bis in die Nacht hinein. Es war nicht leicht, bei unserer Sommertemperatur in der hermetisch verdunkelten winzigen Küche zu kochen. Aber wir erlebten alle ähnliches und taten uns nicht leid.

Später bekam mein Mann eine feste Arbeit in einer Stoffdruckerei, wo während des Krieges Verdunklungsstoffe gefärbt wurden. Oft mußte er zwei und mehr Schichten hintereinander arbeiten und dann, schwarz am ganzen Körper, eine gründliche Reinigung mit Petroleum, Wasser und Seife über sich ergehen lassen. Aber wir waren glücklich, daß sich unsere finanzielle Lage dadurch besserte. Da wir kein Radio besaßen, entschlossen wir uns, die Briefmarkensammlung meines Mannes zu verkaufen. Und so hielt das erste Radio, ein "Pilot", eines Morgens, nach der Nachtschicht meines Mannes, Einzug bei uns. An Schlaf war natürlich nicht mehr zu denken, und er sag stundenlang und hörte Nachrichten und sonstige Sendungen. Das war der erste Luxus, den wir uns leisteten.

Das Radio war für uns eine sehr wichtige Informationsquelle. Da der Sender Jerusalem streng zensiert war, hatte die jüdische Verteidigungsorganisation eine geheime Sendestation. Zu bestimmten Tageszeiten, gewöhnlich in den frühen Abendstunden, klebten wir an unserem Radio-Apparat, um für uns lebenswichtige Nachrichten abzuhören, denn es wurde mitgeteilt, wann und wo Angriffe auf die jüdische Bevölkerung zu erwarten waren.

Einen Kühlschrank, geschweige denn einen elektrischen, besaßen wir na-

türlich nicht. Wir kauften eine kleine Eiskiste, und ich stellte mich jeden Morgen um vier Uhr an, um am Eiswagen, der durch die Straßen fuhr, einen Viertel Block Eis zu erstehen.



Lotte Gabbe, Esra Wolff, Anni Wolff, Heinz Gabbe und Günter Wolff in Kfar Hachoresch, 1935 (von links nach rechts)

Wir wohnten damals zu ebener Erde in einer winzigen Wohnung, das erste Mal allein. Es war eine Wohnküche, in der ein Klappbett für den Sohn aufgestellt wurde und ein klitzekleines Schlafzimmer, darin nur unsere zwei eisernen Betten Platz hatten. Toilette und "Badezimmer" d.h. Du-

sehe waren in einem Raum, der ein kleines Fenster hatte. Darunter stand eine Kommode, die unseren bescheidenen Besitz an Bett-, Tisch- und Leibwäsche enthielt. Eines Morgens fanden wir nicht nur die Kommode leer, sondern auch keine Kleider zum Anziehen. Ich mußte meinen damals sechsjährigen Sohn zu meiner Schwester schicken, damit sie mir ein Kleid sendete. Meine erste Reaktion bestand darin, daß ich mich aufs Bett setzte und lachte. Es war unglaublich, daß es bei uns doch anscheinend etwas zu "holen" gab!

Der Einbruch sprach sich schnell in der Nachbarschaft herum, und schon

bald erschienen Nachbarn, die ich bisher nur vom Grüßen kannte, und brachten uns aus ihren Schranken Handtücher, Küchen- und Bettwäsche. Wir hatten plötzlich mehr als vorher. Da war ich wirklich gerührt und brach in Tränen aus, was ich bei Entdeckung des Verlustes nicht getan hatte. Zu jener Zeit konnte man diese Dinge nur auf Zuteilung kaufen! Der Zusammenhalt und die gegenseitige Hilfsbereitschaft waren großartig und ich wünschte, daß dies auch heute noch in größerem Rahmen der Fall wäre. Allerdings gibt es jetzt beim Eintreffen der massiven Einwanderung aus Rußland und Äthiopien wieder eine Welle von gutem Willen und aktiver Hilfsbereitschaft.

ALIJA BETH

Als nach Beendigung des Krieges die furchtbare Wahrheit über die Nazi-verbrechen bekannt wurde, gab es unendlich viel Leid und Trauer, zumal auch von Seiten der Alliierten wenig geschehen war, um die armen, geplagten und verfolgten Menschen in ihren Ländern aufzunehmen oder in irgendein anderes freies Ausland weiter reisen zu lassen. Die Briten bekämpften die ausgehungerten und verzweifelten Menschen, die in kleine, gefährlich überladene Schiffe gepfercht waren, indem sie diese nicht an Land ließen, obwohl die Schiffe

bereits vor der Küste Palästinas anketten. Sie zwangen diese Menschen zur Weiterfahrt in Lager in Cypern oder Mauritius. Sie sandten sogar Schiffe zurück in die Nazihölle. Dies war und ist uns allen bis heute unverständiglich!

Es begann dann die "Alija Beth", die sogenannte illegale Einwanderung. Wir versuchten, so viele Menschen wie möglich aufzunehmen. Die Juden, die in der Nähe des Meeres wohnten, wurden aufgefordert, nachts am Strand spazieren zu gehen. So konn-

ten sich die Neueinwanderer unter sie mischen, die gerade am Strand abgesetzt worden waren. Die englischen Soldaten konnten dadurch nicht unterscheiden, wer die Einwohner und wer die Ankömmlinge waren. Jüdische Soldaten aus Palästina, die in Italien kämpften, ermöglichten einen weiteren Weg: sie verzichteten auf den heiß ersehnten Urlaub in ihrer Heimat und tauschten ihre Pässe mit Neueinwanderern, die dann statt ihrer eingeschifft wurden.

Die Hilfsbereitschaft unter der jüdischen Bevölkerung war zu jener Zeit groß. Obgleich die Wohnbedingungen alles andere als zufriedenstellend waren, nahm man Neueinwanderer für einige Zeit zu sich, bis sie eine Unterkunft gefunden hatten. Bei meiner

Schwester in ihrer bescheidenen Zwei-Zimmer-Wohnung im Ramat-Gan wohnte vier Wochen lang eine vierköpfige Familie. Es war selbstverständlich, daß wir taten, was wir konnten.

Wir lebten alle sehr bescheiden. Im Gegensatz zu späteren Einwanderern waren wir eben darauf vorbereitet, ein schweres, oft entbehnungsreiches und gefährvolles Leben zu führen. Wir lebten in der Hoffnung, zur Ruhe kommen und das Land ungestört aufbauen zu können, wenn wir, die in alle Welt verstreuten Juden, endlich wieder eigenen Boden unter den Füßen haben würden. Leider habe ich in den 56 Jahren meines Hierseins noch kaum aufatmen können. Ich hoffe, unsere Kinder und Enkel lernten ein normaleres Leben kennen!



Esra und Günter Wolff, ca. 1947



Anni Wolff nach langem Krankenhausaufenthalt in Jerusalem 1941

DIE GRÜNDUNG DES STAATES ISRAEL

Das einschneidenste Ereignis war für uns die Abstimmung, in der Sitzung der United Nations am 29. Nov. 1947. Wir alle saßen, bis zum Äußersten gespannt, am Radio, um die Ereignisse zu hören. Als die Stimmen gezählt wurden und sich herausstellte, daß die Mehrheit für die Errichtung des Jüdischen Staates stimmte, brach natürlich großer Jubel aus. Es wurde auf den Straßen getanzt und spontan jedem Vorübergehenden Wein eingeschenkt. Menschen umarmten sich, und es herrschte eine allgemeine Euphorie. Aber, wie Ben-Gurion es voraussah, begannen schon am nächsten Tage wieder die Angriffe auf die jüdische Bevölkerung.

Am 14. Mai 1948 verließen der High Commissioner und sein Stab sowie die gesamte Britische Verwaltung, das Land. Die Briten waren überzeugt, daß es nun zu einem unvorstellbaren Chaos kommen würde. Aber hier war man darauf vorbereitet, und durch die vormilitärische Organisation (Hagana) gab es viele ausgebildete Menschen und praktisch war der gesamte Jischuw (die jüdische Siedlerbewegung in Palästina) militärisch geschult. Auch verwaltungstechnisch hatte man vieles gelernt und vorbereitet, wenn es auch noch stark

an Erfahrung mangelte. In einer feierlichen, wenn auch bescheidenen Sitzung im damaligen Tel Aviver Dizengoff-Haus, genannt nach dem ersten Bürgermeister von Tel Aviv, verlas Ben-Gurion die Unabhängigkeitserklärung und die Staatsgründung des neuen Staates, genannt "Israel".

Bereits am 15. Mai morgens, es war ein Sabbat, fielen die ersten Granaten auf die Umgebung von Tel Aviv. Sieben arabische Länder fielen über den winzigen neuen Staat her und hofften, uns innerhalb weniger Tage ins Meer zu jagen.

Lastautos fuhren durch die Straßen, vor allem in Haifa, das eine gemischte jüdisch-arabische Bevölkerung hatte. Man wies die arabischen Einwohner an, in ihren Häusern zu bleiben. Es würde ihnen nichts geschehen. Aber die Propaganda der arabischen "Bruder"-Länder bewegte sie, ihre Wohnungen zu verlassen und in die angrenzenden arabischen Länder zu gehen. In wenigen Tagen wurden sie wieder an ihre Wohnstätten zurückkehren, wenn die Juden vernichtet wären. Bis heute, nach 45 Jahren, leben diese Menschen in den Lagern, die ihre arabischen "Brüder" für sie errichtet haben.

PERSÖNLICHE ANMERKUNGEN

Nun noch ein paar Sätze über mein jetziges persönliches Leben. Ich bekomme alle zwei bis drei Jahre eine Kur zugebilligt, die ich in Bad Mergentheim wahrnehme, da ich an chronischer Amöbiasis leide, die ich mir vor ca. 50 Jahren zugezogen habe. Da ich aber die Reise selbst bezahlen muß, kann ich mir diese nicht so oft erlauben.

So fuhr ich mit meinem Mann im Jahre 1977 das erste Mal nach Bad Mergentheim, wo wir in einem sehr netten, einfachen Hotel wohnten. Die Trinkkur, sowie die Bäder und Massagen verfehlten ihre Wirkung nicht. Als wir dann im Jahre 1981 zum zweiten Male dort waren, erkrankte mein Mann und starb dort innerhalb einer Woche an einem Herzinfarkt und einem Emphisem, verursacht durch jahrelanges intensives Rauchen. Es war ein gewaltiger Schock und - da ich nicht die nötigen Mittel hatte, ihn hierher zu überführen, - mußte ich ihn dort begraben lassen.

Mein Sohn war noch einen Tag vor dem Tode seines Vaters gekommen, und so war ich nicht ganz allein. Meine Wirtsleute halfen uns in außergewöhnlich selbstloser Weise bei allen Formalitäten. Sie besuchen auch

das Grab regelmäßig und versorgen es mit Blumen. So ist zwischen diesem jungen Ehepaar und mir eine wirkliche Freundschaft entstanden, und ich fahre, warm immer es mir möglich ist, dorthin.'

Inzwischen bin ich 80 Jahre alt. Ich bin mittlerweile zu meinem Sohn Esra und seiner Frau Ronith in ein kleines Dorf, ca. 10 Meilen von Tel Aviv entfernt, gezogen. Ich fühle mich hier sehr wohl und hoffe, hier meine Tage beschließen zu können. Wir harmonieren gut miteinander, und ich bin glücklich, noch ein wenig im Haushalt arbeiten und meiner auswärts arbeitenden Schwiegertochter einiges abnehmen zu können, z.B. das Kochen.

Außerdem versuche ich, mich mit Yogaübungen und häufigem Schwimmen im schön-gelegenen Swimming Pool des Dorfes fit zu halten, solange es geht. Damit auch der Geist nicht zu kurz kommt, höre ich einige Kurse an der Tel Aviver Universität und betreue einsame ältere Menschen in diversen Altenheimen. Ich besuche sie, sprechen mit ihnen und besorge ihnen kleine Dinge, die

das unsere. Trotzdem erscheinen wir - das winzige Israel - in der Weltmesse und den übrigen Medien viel zu häufig und meist im Zusammenhang mit militärischen Aktionen. In den siebenundfünfzig Jahren meines Hierseins habe ich noch nicht sehr viel ruhige Zeiten erlebt und ich sehe es als meine Aufgabe an, in meinen bescheidenen Grenzen zur Aufklärung und Information für unser Land beizutragen.

Meiner Meinung nach ergeben sich die meisten Konflikte in der Welt daraus, daß ein Volk vom anderen viel zu wenig weiß - und oft auch nicht wissen will. Unkenntnis ist meist der Schlüssel von - manchmal sogar blutigen - Auseinandersetzungen. Die Menschen hören einander nicht zu. Sie sind meist damit beschäftigt, über ihre Gegenargumente nachzudenken. Das ist sehr schade. Ich versuche, auch Menschen, die anderer Meinung sind, anzuhören und würde mir wünschen, auch angehört zu werden.

Wenn ich meinen Eltern für etwas ganz besonders dankbar bin, so ist es dafür, daß sie mich Toleranz und den Glauben an das Gute im Menschen gelehrt haben. Das möchte ich mir bewahren und würde es gerne weitergeben, soweit es in meiner Macht steht.

Es hat in meinem Leben viele Auf- und Abs gegeben. Es gab Abschied und Wiedersehen, Krankheit und Schmerz, Abstieg und Aufbau, sehr viel Arbeit und Mühe, aber auch sehr viel Freude. Wie viele Begegnungen mit interessanten Menschen habe ich erlebt, wie viele Freunde haben meinen Weg gekreuzt! Für alles bin ich dankbar, aus allem habe ich versucht zu lernen.

Es ist ein gutes Leben!

Kfar Sirkin im Mai 1993

Anni Wolff

GERD E. HÖHNE

HUNDERT JAHRE UNTER EINEM HUT

Allenfalls die ehemals herrschaftliche Fassade des Vorderhauses, die große Toreinfahrt mit den schmiedeeisernen Flügeln, in die das "G" der Familie Gattel eingelassen und bis heute sichtbar ist, lassen den Betrachter der Prinzenallee 58 eine über hundertjährige Geschichte vermuten. Das riesige viergeschossige Hinterhaus, offensichtlich ein ehemaliges Fabrikgebäude, steht völlig isoliert von Vorderhaus und Nachbarhäusern und wirkt wie eine Festung. Während am Vorderhaus die Reste neoklassizistischer Stuckelemente zu sehen sind,

zeigt sich das Hinterhaus in einer funktionalen Klinkerfassade. Seit Jahren macht dieses Haus wieder von sich Reden: als selbstverwaltetes Wohnprojekt, als Begegnungsstätte im Kiez, als Veranstaltungsort . . . Einige ältere Anwohner erinnern sich auch noch an den Namen Gattel und daran, daß hier Hüte hergestellt wurden ... Daß die Fabrikantenfamilie Gattel eine jüdische Familie war, und daß irgendwann in der Nazizeit das Gebäude zum Wohnhaus umgebaut wurde . . .

ZUR GESCHICHTE DER GEBÄUDE

Am 31. August 1852 erhält der Färberbesitzer D. Rittorf, Neue Schönhäuser Straße 16, den Bauerlaubnischein zur Erbauung eines Wohnhauses auf dem Grundstück Prinzenallee Nr. 32 (später 57/58).

1871 gründet der spätere Eigentümer, der Saffianlederfabrikant C. Seiler, eine Glacelederfabrik auf dem Gelände. In der Prinzenallee befinden sich zu dieser Zeit auf der zur Panke gelegenen Seite allein elf lederverar-

beitende Betriebe, die vor allem das teure Glaceleder für Handschuhe und Stiefeletten herstellen. Noch prägen die niedrigen Siedlerhäuser, zum Teil mit Vorgärten, das Straßenbild. Die Bebauung mit mehrstöckigen Wohn- und Fabrikgebäuden, die den Charakter der Gegend und des Weddings überhaupt grundsätzlich verändern sollen, erfolgt flächendeckend erst in den 80er Jahren und geht Hand in Hand mit der stürmischen Entwicklung Berlins zur Industriemetropole.

Noch aber herrscht hier draußen fast ländliche Idylle, die freilich so ungetrübt nicht war: Der Standort an der Panke bot sich für Gerbereien und ähnliche Betriebe wegen der Möglichkeit der Abwasserableitung an. Zwar haben sie die behördliche Auflage, zum Spülen der Felle besondere Bassins anzulegen, diese Vorschriften werden jedoch häufig übertreten. Die Abwasserableitung bleibt ein ständiges Ärgernis. 1885 werden so viele gesundheitsschädliche Beimengungen im Wasser der "Stinkepanke" festgestellt, daß unter anderem aus diesem Grund der alte Kurparkbetrieb der "Plumpe" endgültig stillgelegt werden muß.

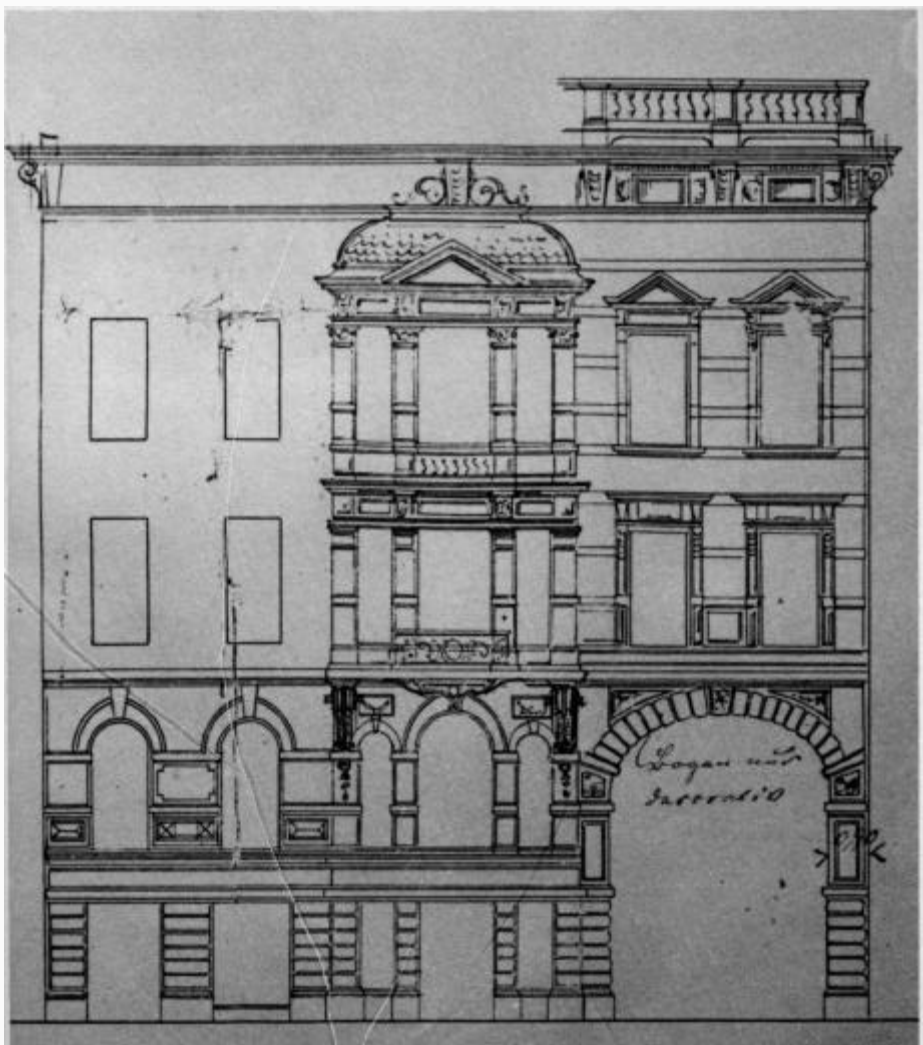
Am 16.11.1889 beantragt der Regierungsbaumeister Georg Lewy im Auftrag der jüdischen Gebrüder Gattel den Bauschein zur Errichtung einer Hutfabrik in der Prinzenallee 58. Bereits 1868/69 hat der Kaufmann Borchard Gattel mit seinen Brüdern Moritz und Leo die Firma Gattel in der Neuen Königstraße gegründet. Aus der ursprünglichen Mützenfabrik wird bald eine gutgehende Herrenhutfabrikation. Die Räumlichkeiten auf nur

einer Etage reichen nicht mehr aus.

So entsteht nach knapp zweijähriger Bauzeit ein viergeschossiges Fabrikgebäude, dessen vier Flügel einen rechteckigen Innenhof umschließen. Wie für Industriebauten der damaligen Zeit üblich, besteht die Konstruktion aus gemauerten Außenwänden und innenliegenden Stahlstützen, die die Baulast tragen und in preußische Kappendecken übergehen. Die skelettartige Fassadestruktur prägt noch heute den Charakter des Gebäudes.



Ansicht des Vorderhauses, ca. 1910

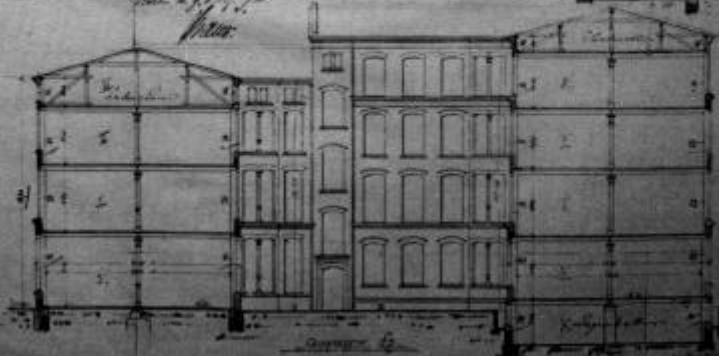
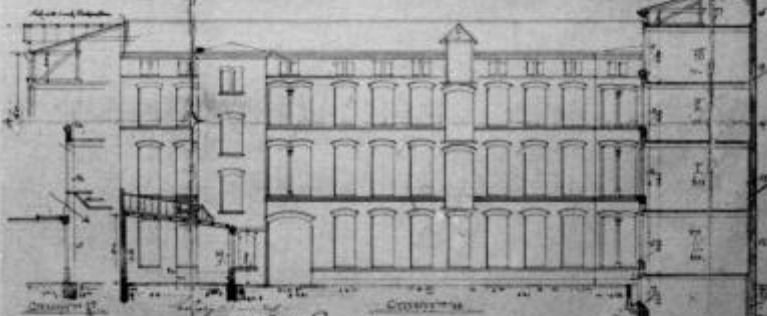
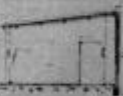
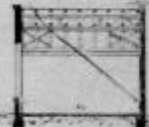
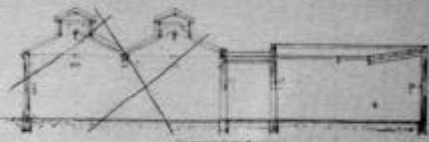
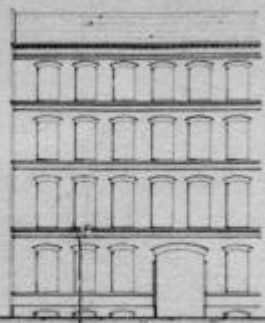


Fabrikanlage

Seimen-Allee

Pl. 57. 26.

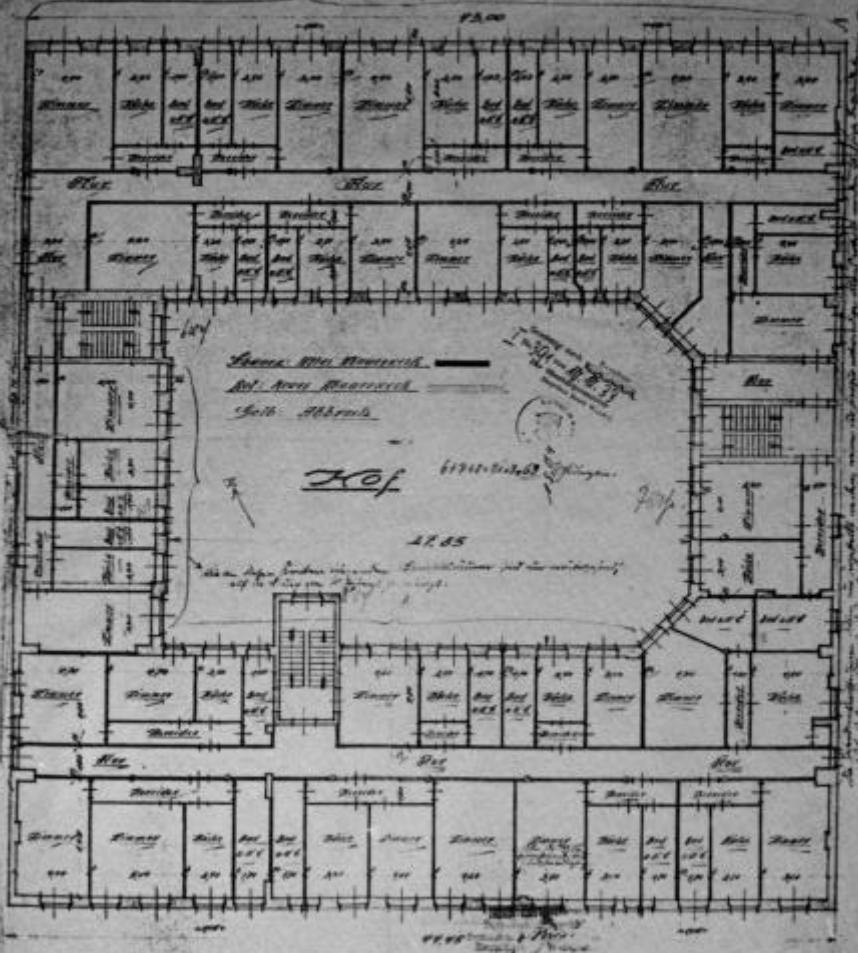
A



Zeichnung zum Einbau von Kleinwohnungen
im Fabrikgebäude Pilsener-Allee Nr. 57/58 A.

1:100
 1933

Die hier beschriebene Anlage ist genehmigt durch die Bauverwaltung am 1. September 1933.



am 1. September 1933

Der Bauherr: Jungfermann
 Für die Zeichnung: Schmitt

Vorhergehende Seiten: Bauzeichnungen

S. 47: Vorderhausfassade

S. 48: Vorderhaus

S. 49: Fabrikgebäude

S. 50: Plan für den Umbau des Fabrikgebäudes 1933

Zur Panke hin schließen sich eingeschossige Hallen an, die unter anderem die Färberei beherbergen. Im Kesselhaus befindet sich die Dampfkesselanlage. Der Dampf ist für die Hutproduktion eines der wichtigsten Hilfsmittel. Nicht wie sonst in der Industrie als Kraftquelle, sondern als Helfer bei der Filzherstellung. Feuchtigkeit und Wärme machen den immer neu zu bearbeitenden Filz weich

und geschmeidig. Dampfrohre ziehen vom Kesselhaus in alle Abteilungen. Im Keller gibt es ein Arbeiter-Badehaus, das von einem Mitarbeiter geführt wird. Eine Einrichtung, die angesichts der allgegenwärtigen Wollflusen und -fusseln für die Arbeiter dringend nötig, dabei durchaus nicht allgemein üblich war.

Gleichzeitig mit der Fabrik wird das Vorderhaus Prinzenallee 58 als herrschaftliches Wohnhaus errichtet, außerdem ein Seitenflügel mit Arbeiterwohnungen.

Am 4. September 1891 wird die "Wollfilzhutfabrik Gebrüder Gattel" in Betrieb genommen. Bis zu 175 Beschäftigte produzieren hier fortan Herrenhüte aus Wollfilz.

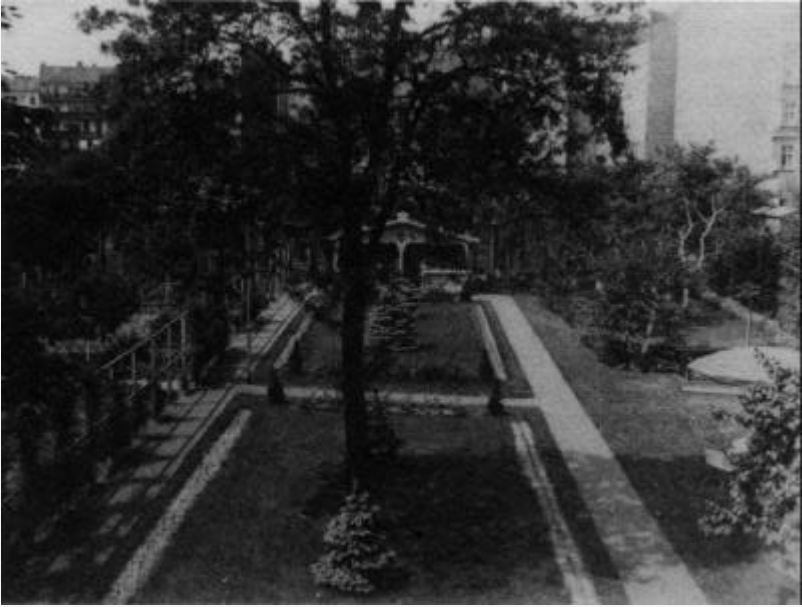
DIE FAMILIE GATTEL

Moritz Gattel stirbt 1908. Im gleichen Jahr wird der Sohn von Borchard und Bertha Gattel, Richard Gattel, Prokurist der Firma. Nach dem Tode seines Vaters 1913 leitet er die Firma zunächst allein. Als im Jahre 1919 der letzte der Firmengründer, Leo, aus der Gesellschaft ausscheidet, tritt Richards Bruder Max in die Geschäftsleitung ein. So sind vor allem die Namen, das Leben und Schicksal von Max und Richard Gattel und ihrer

Familien aufs engste mit dem Gebäude in der Prinzenallee 58 verknüpft.

Beide Brüder haben die handwerklichen und kaufmännischen Seiten der Hutproduktion bei ihrem Vater von der Pike auf erlernt, bevor sie den Familienbetrieb weiterführen.

Während Richard die Firma vor Ort leitet, vertritt Max sie im In- und



Der Garten hinter dem Fabrikgebäude 1930

Ausland und tätig vor allem die wichtigen Wollverkäufe. Das ehemalige "Chefzimmer", in dem die Schreibtische der Brüder standen, hat als einziger Raum die wechselvolle Geschichte des Hauses in fast unverändertem Zustand überdauert. Holztäfelung und -paneele erinnern an die alte Pracht. Obwohl von den derzeitigen Bewohnern als Mehrzweckraum genutzt, ist immer noch vom "Kontor" die Rede.

Im herrschaftlichen Vorderhaus wohnen die beiden Fabrikantenfamilien:

Richard (*3.6.1870) und seine Frau Ella Gattel, geb. Pinthus (*23.7.1884 in Halle) mit den beiden Töchtern Lotte (*25.2.1909) und Anni (*4.1.1913), sowie Max mit Frau Anneliese Gattel, geb. Hirsch mit ihrer Tochter Inge Johanna (*25.2.1922). Im Sommer spielt sich ein Großteil des Familienlebens in dem großen Garten ab, der sich hinter den Fabrikanlagen bis zur Panke erstreckt, eine Laube und sogar eine Kegelbahn aufweist. An diese für die Gegend ungewöhnliche Idylle erinnert heute nichts mehr, Parkplätze und Brachland befinden sich dort.

DIE HUTFABRIK

In der Zeit vor dem I. Weltkrieg ist die Firma ein gutgehender Familienbetrieb mit bis zu 175 Arbeiterinnen und Arbeitern. Der Markenname Gattel ist ein Begriff in der Hutbranche. Die Firma wirbt mit dem modern anmutenden Slogan: IHR HUT IST EINE NUMMER ZU KLEIN! Weltkrieg und Wirtschaftskrise brachten auch die Hutproduktion weltweit in Schwierigkeiten. Wolle als Rohstoff wurde knapper und teurer. Die Mode tat ein übriges: Radfahren und aufkommender Automobilismus machten das Tragen von Hüten zu einer unpraktischen Sache. Der Hut wurde von der Alltags- zur Sonntagskopfbedeckung. In den zwanziger Jahren trägt die immer schärfer konturierte Herausbildung politischer Strömungen ebenfalls zur Verdrängung des Hutes bei. Der radikale Arbeiter zum Beispiel trug seine Gesinnung auf dem Kopf - als Thälmannmütze. Dies galt selbstverständlich auch für die Arbeiter der Hutindustrie. So fragt, "Der deutsche Hutarbeiter" seine Leser im August 1928: "Du lebst von Hüten. Wo hast du deinen Hut?"

Von diesen Schwierigkeiten war natürlich auch der Betrieb der Gattels betroffen, die Firma gerät in wirtschaftliche Bedrängnis. Im Jahre 1931 wird die Hutproduktion in der Prinzenallee 58 eingestellt. Am 16. Juli

1932 wird das Grundstück unter Zwangsverwaltung gestellt, wohl auf Veranlassung der Gläubigerbanken. Ob hierbei ausschließlich wirtschaftliche Gründe oder bereits politisch-ideologische Gegnerschaft gegen die jüdischen Eigentümer eine Rolle spielen, ist nicht mit Sicherheit nachzuweisen.

Als Zwangsverwalter wird der Baumeister Joseph Schmitz eingesetzt. Am 31. August 1933 wird der Verwalter durch einen bargeldlosen Kauf zum Eigentümer.

"Der Kaufpreis von 410.000 RM wird dadurch belegt, daß der Käufer die auf das genannte Grundstück in Abteilung 111 Nr. 17 erststellig eingetragene Hypothek der Hypothekenbank Hamburg AG in Höhe von 410.000 GM mindestens RM als Allein- und Selbstschuldner übernimmt. Die Lasten werden vom Erwerber nicht übernommen."¹

Schmitz läßt die oberen drei Geschosse des Fabriktraktes in 67 Ein- bis Zweizimmerwohnungen umwandeln. Im Erdgeschoß errichtet die Dampfwascherei Michel ihren Betrieb. Das Haus erhält im wesentlichen die Struktur, die noch heute erhalten ist.

¹ aus den Grundbuchakten

Am 12. April 1940 verkauft Joseph Schmitz das Grundstück, und zwar an die Hotel-Betriebs-Aktiengesellschaft Berlin, die u. a. den inzwischen "arisierten" Kempinski-Betrieb um-

faßt, sowie die Berliner Hotels Bristol, Kaiserhof, Atlantik, Zentralhotel und Baltik. Kaufpreis ist der "Geschäftswert von 561.000 Reichsmark."

VERLAGERUNG NACH GUBEN

Auf die sich bereits Ende der zwanziger Jahre abzeichnenden Schwierigkeiten ihres Familienunternehmens in der Prinzenallee reagierten die Brüder Max und Richard Gattel mit der Gründung einer Gebr. Gattel GmbH mit Sitz in Guben an der Neiße. Guben ist seit dem neunzehnten Jahr-

hundert Zentrum der deutschen Hutindustrie:

"Die Gubener Filzhutindustrie führt ihre Entstehung zurück auf den Hutmachermeister Carl Gottlob Wilke (1796-1875), der, aus Forst gebürtig, sich im Jahre 1822 hier niederließ.



Hutfabrik in Guben in den 30er Jahren

Durch beharrlichen Fleiß und geschickte Anpassung an die Erfordernisse der Mode gelang es ihm trotz mancher Rückschläge, die ursprüngliche Hutmacherwerkstatt im Laufe einiger Jahrzehnte so vorwärts zu bringen, daß sie 1859 in einen mechanischen Betrieb umgewandelt und im Jahre 1864 auf das Grundstück verlegt wurde, wo sich noch heute die Hutfabrik C.G.Wilke befindet. Für die Hutmakerkunst bahnbrechend war die etwa im Jahre 1854 gemachte und lange Jahre als Fabrikationsgeheimnis sorgfältig gehütete Erfindung von C.G.Wilke, wetterfeste und verkaufsfähige Hüte allein aus Wolle herzustellen, während bis dahin Hüte mit diesen Eigenschaften nur aus Hasen- oder Kaninhaar fabriziert werden konnten. Die auf ihn folgenden Generationen der Familie verstanden es, das Werk weiterhin tatkräftig auszubauen, so daß es noch heute zu den größten und angesehensten Betrieben der Hutindustrie zählt."²

Von eben jener Firma C.G.Wilke werden nach Einstellung der Produktion in der Prinzenallee 58 Hüte mit der Markenbezeichnung Gattel hergestellt. Es handelt sich bei der Transaktion anscheinend um den Verkauf einer eingeführten Marke mit gutem Ruf und sicherem Absatz. Lediglich der Prokurist der Firma, Herzog, sie-

delt regelrecht nach Guben über. Die Bruder Max und Richard bleiben mit ihren Familien in Berlin. Nach dem Eigentümerwechsel in der Prinzenallee wohnen Max und Anneliese Gattel in der Clausewitzstraße 2 unweit des Kurfürstendamms, Richard und Ella Gattel ziehen in die Albrecht-Achilles-Straße.

Richard fährt zweimal in der Woche nach Guben, um dort mitzuarbeiten, Max reist zunächst weiter als Vertreter von Gattelhüten durch die Welt. Ab 1936 forcieren die Nationalsozialisten die Zwangsverkäufe jüdischer Geschäfte und Firmen. Opfer dieser "Arisierung" werden auch die Gattels. So wird Richard Gattel von seinem christlichen Teilhaber mit einem geringen Geldbetrag (Lebensunterhalt für ca. zwei Monate!) "abgefunden", sprich enteignet. Die Firma Gattel bleibt jedoch unter diesem Namen weiterhin bestehen, So findet er sich noch im Einwohnerbuch der Stadt Guben von 1939, zu einem Zeitpunkt also, als die Bruder selbst schon längst aus dem Unternehmen herausgedrängt worden sind. Firmensitz ist die Gasstraße 4, in der Nazizeit in "Straße der SA" umgetauft. Wahrscheinlich ist, wenn auch nicht nachzuweisen, daß die Firma bis in die Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg noch bestand und in den Volkseigenen Betrieb integriert wurde, der aus den sieben ansässigen Hutfabriken

² aus: "Die Gubener Hutindustrie" von Dr. Wilhelm Kersten, Guben 1939.

gebildet wurde und zunächst den Namen "Werthut" führt. Ab 1952 heißt er "Vereinigte Hutwerke", ab 1970 "Hutkombinat". Dort werden zu DDR-Zeiten hauptsächlich Kopfbedeckungen für den osteuropäischen Markt hergestellt. Der ehemalige Pro-

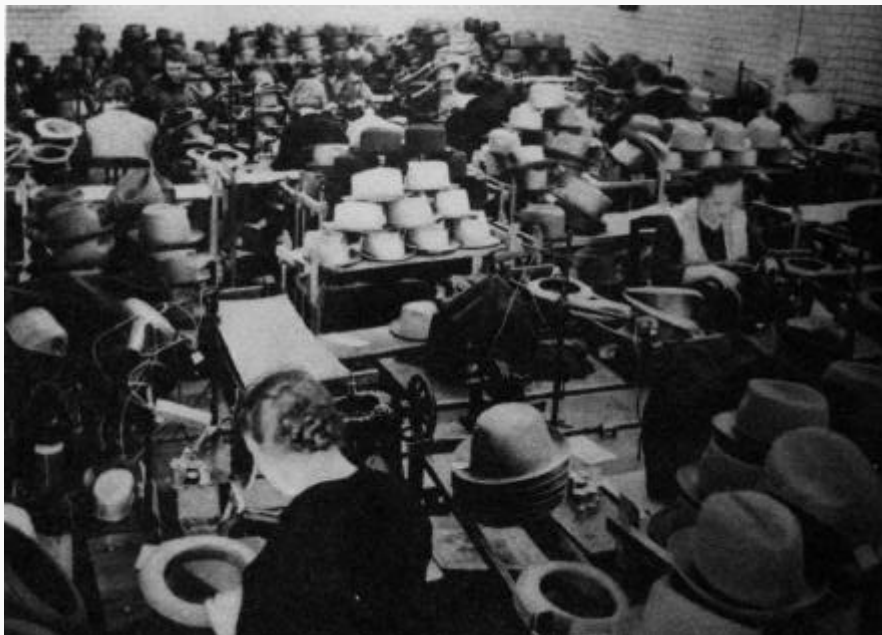
kurist der Firma Gattel soll noch viele Jahre in diesem VEB tätig gewesen sein. Nach der "Wende" wird 'daraus die Gubener Hütte GmbH. Die Zukunft dieses Unternehmens ist zum Zeitpunkt des Erscheinens dieses Berichts mehr als unklar.

DIE "ARISIERUNG"

Die Recherchen über die genauen Hintergründe der "Arisierung" und das Bestehen der Firma im Krieg wurden durch die Tatsache erschwert, daß große Teile der Stadt und der Fabrik durch Bomben zerstört wurden.

So existieren (bis auf besagtes Einwohnerbuch von 1939) kaum noch schriftliche Quellen.

Wie so viele durchaus patriotisch und national gesinnte Juden unterschätz-



Endfabrikation von Hüten in den 30er Jahren

ten auch die Gattels die Tragweite des Antisemitismus der Hitlerregierung. Trotz der dramatischen Verschlechterung der Lebensbedingungen der jüdischen Bevölkerung glaubten sie, noch in einem Rechtsstaat zu leben.

Die Nürnberger Rassengesetze vom 15.9.1935 bilden die Grundlage zur systematischen rechtlichen Ausgrenzung der jüdischen Bevölkerung. Diese erfolgt durch den Erlaß immer neuer Durchführungsverordnungen, von denen hier nur einige aufgezählt werden sollen:

1.9.1937: Verpflichtung zum Tragen des "Judensterns" ab dem 6. Lebensjahr

17.8.1938: Verordnung über die Einführung der zusätzlichen Vornamen "Israel" und "Sara" (ab 1.1.1939)

12.11.1939: Verordnung zur Ausschaltung der Juden aus dem Wirtschaftsleben

30.4.1939: Aufhebung des Mieterschutzes für Juden

ab dem 4.7.1940 dürfen Juden in Berlin ihre Lebensmitteleinkäufe nur noch zwischen 4 und 5 Uhr nachmittags tätigen.³

Der nüchtern-bürokratische Tonfall verleiht diesen Verordnungen den Anschein der Normalität reiner Verwaltungsakte. Selbst die Protokolle

der berüchtigten Warmseekonferenz vom 20. 1. 1942, auf der die Maßnahmen zur sogenannten "Endlösung der Judenfrage" koordiniert wurden, betonen diesen rein organisatorisch-technischen Charakter. In der Praxis geht es jedoch um die bürokratische Bemäntelung einer Vernichtungspolitik der Nationalsozialisten, an deren Ende die Ermordung von 5 bis 6 Millionen Juden steht.

Zu den Opfern zählen auch Max und Richard Gattel und ihre Ehefrauen Anneliese und Ella. Ihrer Existenzgrundlage beraubt, vom Erwerbsleben ausgeschlossen, verbringen sie ihre letzten Lebensjahre unter jenen entwürdigenden Bedingungen, die für die jüdische Bevölkerung innerhalb weniger Jahre unter der Naziherrschaft zur grausamen Realität werden.

Richard Gattels letzte Adresse ist die Regensburger Straße 13. Dort lebt der inzwischen über Siebzigjährige mit seiner Frau Ella in einem Durchgangszimmer mit Notküche. Das ehemalige Kinderfräulein der Familie, Frau Elli Klimpel, unterstützt die beiden unter Gefährdung ihres eigenen Lebens und versorgt sie z. B. mit Nahrungsmitteln. In der Vermögenserklärung⁴ die Richard und Ella Gattel am 8. September 1942, kurz vor ihrer Deportation, abgeben müssen,

³ nach: Juden in Berlin 1671-1945. Ein Lesebuch, Berlin 1988, S. 242 ff.

⁴ Akten der Oberfinanzdirektion Berlin

listen sie die ihnen verbliebenen Gegenstände auf:

- 2 Standbettstellen mit Zubehör
- 1 großer weisser Wäscheschrank
- 1 kleiner Eiskasten
- 1 Stehlampe
- 1 kleines Wäschespindchen

Richard Gattel wird mit einem der sog. "Alterstransporte" nach Theresienstadt deportiert. Dort stirbt er am 29. Januar 1943 an Entkräftung. Ella

Gattel wurde wahrscheinlich noch im Jahre 1944 weiter nach Osten transportiert. Ihr Schicksal ist "ungeklärt". Max und Anneliese Gattel leben bis zu ihrer Deportation in ihrer Wohnung in der Clausewitzstraße, ebenfalls auf die Hilfe von Freunden angewiesen. Max Gattel wird 1942 nach Osten deportiert, vermutlich in die Nahe von Minsk. über sein Schicksal und gewaltsames Ende, sowie das seiner Frau Anneliese, ist nichts näheres bekannt. 1942 übermittelt das Rote Kreuz der in England lebenden Tochter Inge die letzte und einzige Botschaft ihres Vaters. Sie enthält nur



Lucy und Erich Blumenberg

die Worte: "Ich glaube jetzt an Gott". Max und Richard Gattel hatten drei Schwestern: die früh verstorbene Claire Hertzberg, geb. Gattel, sowie Ella Gattel (*18. 12. 1883) und Lucy Blumenberg, geb. Gattel. Ella Gattel arbeitete als Laborantin im Jüdischen Krankenhaus in der Iranischen Straße.

Am 22. Dezember 1942 begeht sie zusammen mit ihrer Schwester Lucy und deren Ehemann Erich Blumenberg aus Furcht vor der Deportation Selbstmord. Am 17. 2. 1943 wird ihr Vermögen "zu Gunsten des Reiches" eingezogen. Die Dresdner Bank beziffert es in einem Schreiben an die "Vermögensverwertung", Außenstelle des Oberfinanzpräsidenten, mit

239,50 Reichsmark und unterzeichnet mit dem Gruß: "Heil Hitler!
Dresdner Bank Depositenkasse 76
Berlin N 20, Badstrak 35/36"

Die Töchter von Richard und Ella Gattel, Anni (Wolff) und Lotte (Gabbe) emigrierten 1936 bzw. 1938 nach Palästina. Die einzige Tochter von Max und Anneliese Gattel, Inge Johanna, ging 1939 nach England. Lotte und Anni leben heute in Israel, Inge in London. Anlässlich der Ausstellung "100 Jahre unter einem Hut" zur Geschichte der Fabrik Prinzenallee 58 im September 1991 waren sie in Berlin zu Gast. Im Rahmen des Erzählcafés berichteten sie über ihr Leben und speziell über die Berliner Zeit.

ZU DEN AUTOREN

Anni Wolff, geboren am 4.1.1913 in Berlin-Wedding in der Prinzenallee 84 als Tochter von Richard Gattel und seiner Frau Ella, geb. Pinthus. 1936 Einwanderung in das damalige Palästina, seit dem 15.Mai 1948 Israel. 1936 Heirat mit Gunter Wolff, ebenfalls aus Berlin. September 1937 Geburt des Sohnes Esra Benjamin. Seit 1977 mehrere Besuche in Deutschland.

Gerd E.Höhne, geb. 1953, seit Mitte der 80er Jahre als Autor und Bildender Künstler tätig, Veröffentlichungen: *Delirium Siemens* und *die Angst vor'm Entzug*. Lyrik und Kurzprosa (1990), *Senatsfleisch*. Lyrik und Kurzprosa (1992)

Herbert Scherer, Geschäftsführer des Verbandes für sozial-kulturelle Arbeit, Landesgruppe Berlin (Verband der Nachbarschaftsheime), in dieser Eigenschaft mitverantwortlich für die Ausstellung "Hundert Jahre unter einem Hut", in der 1991 die hundertjährige Geschichte jenes Hauses dargestellt wurde, das von Anni Wolffs Großvater als Hutfabrik gebaut und von ihrem Vater weitergeführt worden war und in dem heute eine Mitgliedereinrichtung des Verbandes, das Nachbarschaftshaus Prinzenallee untergebracht ist.

BILDNACHWEIS

Die Fotos stammen bis auf die Bauzeichnungen aus dem Besitz von Anni Wolff.

DANK

Dem Bezirksamt Wedding, Abt. Volksbildung ist für eine Zuwendung aus den Mitteln für dezentrale Kulturarbeit herzlich zu danken.

ISBN 3-926535-46-6